

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 4 (1855)

Artikel: Biographische Skizzen und Charakteristiken hervorragender, im
Zeitraume von 1840 bis 1848 verstorbener Berner
Autor: Lauterburg, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-119322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Biographische Skizzen und Charakteristiken

hervorragender,

im Zeitraum von 1840 bis 1848 verstorbener Berner.

Vom Herausgeber.

(Zweite Abtheilung der 1853 erschienenen „Biographischen Literatur aus dem Zeitraume 1785 bis 1840 über das Leben und Wirken hervorragender verstorbener Berner und Bernerinnen des alten deutschen Kantonstheils“.)

Die vielseitige freundliche Anerkennung gewichtiger Geschichtsforscher und die mir persönlich bezeugte lebhafteste Theilnahme mancher Leser des Taschenbuches für meine vor zwei Jahren mitgetheilte biographische Arbeit bewogen mich, derselben eine Fortsetzung folgen zu lassen, von welcher ich hoffe, daß sie die gleiche wohlwollende Aufnahme finden werde *). Was aber schon die Ueberschrift anzeigt, davon wird der Leser auch nur bei flüchtigem Blicke in den Inhalt sich schnell überzeugen, daß diese zweite Abtheilung in mehrfacher und wesentlicher Beziehung von der ersten sich unterscheidet. War in der letztern die relative Vollständigkeit des Materials eines der Hauptziele bei der Bearbeitung des Stoffes, so liegt hingegen dieselbe nicht im Plane der vorliegenden Arbeit; sie enthält nur eine Auswahl des vorhandenen Materials. Diese Beschränkung ist eine Folge

*) Die erste Abtheilung, 132 Seiten haltend, ist beim Verleger des Taschenbuches auch besonders abgedruckt erschienen; von dieser Fortsetzung sind ebenfalls besondere Abdrücke genommen worden.

der veränderten Anlage, welche ihren Grund in den vernommenen Wünschen vieler Freunde des Taschenbuches hat. Das durch den Einblick in die Lebensschicksale und die folgenreiche Thätigkeit einer so großen Zahl hervorragender Mitbürger geweckte historische Interesse verlangte bei einer Fortsetzung des begonnenen Unternehmens eine einläßlichere Darstellung, eine ausführlichere Schilderung der vorzuführenden Persönlichkeiten; ferner wollte sich dasselbe nicht damit zufrieden geben, daß als Bedingung der Berücksichtigung einer solchen ihre umständlichere Erwähnung in irgend einer Druckschrift aufgestellt worden war. Warum ich in der ersten Abtheilung von diesem Grundsatz ausging, darüber wie über die Entstehung und Ausführung dieser biographischen Arbeit habe ich in der Einleitung zu derselben die nöthige Aufklärung gegeben. — Nicht wenige hervorragende Staatsmänner oder Gelehrte oder durch gemeinnütziges, aufopferndes Wirken und praktische Thätigkeit um das Wohl unsers Gemeinwesens verdiente Mitbürger fanden keine im Drucke erschienene Hervorhebung ihres Lebens und Handelns, weil der Zufall den Freund versagte, der sich die Mühe nehmen mochte, ihnen ein öffentliches Andenken zu widmen. Da ich nun von Anfang an mich nicht von einem ausschließlich literarischen Zwecke leiten ließ, sondern auch den praktisch-vaterländischen mit jenem verband, durch Zusammenstellung des umfassenden biographischen Stoffes und Beifügung eines freilich äußerst gedrängten Ueberblickes der Lebensverhältnisse der Einzelnen, zunächst dem Berner, zu zeigen, welchen Reichthum an bedeutenden, selbst ausgezeichneten Persönlichkeiten die Geschichte seiner Heimat aufweise, und dadurch einerseits das nachwachsende Geschlecht zur Nacheiferung anzuapornen, andererseits durch Erkenntniß der frühern Zeiten zu richtigerem Verständnisse der Gegenwart zu veranlassen, — so entspreche ich gerne dem Wunsche, die ursprüngliche Begrenzung des Planes wesentlich zu verändern und sowohl einen vollständigeren Lebensabriß mitzutheilen als auch Persönlichkeiten in den Kreis der Darstellung aufzunehmen, denen bisher keine öffentliche Würdigung, so sehr sie einer solchen werth

sein mochten, zu Theil wurde. Die Erweiterung der Aufgabe in letzter Beziehung konnte aber für dießmal noch nicht stattfinden, weil bei dem beschränkten Raume im Taschenbuche schon übergenug Material zu Gebote stand.

Da die zur Erwähnung kommenden Männer der neuern Zeit angehören, ja das Wirken Einzelner noch mit der jüngsten Vergangenheit verflochten ist, so bietet sich einer Schilderung desselben eine doppelte Schwierigkeit dar. Einmal soll die geschichtliche Wahrheit ihr Recht behalten und in Zuertheilung von Lob und Tadel, soweit sie zu einer wahren Charakteristik erforderlich ist, weder von bemäntelnder Vorliebe noch von ungünstiger Befangenheit geleitet werden; dennoch ist es eine kaum abzuweisende Forderung der schuldigen Rücksicht gegenüber den lebenden nächsten Angehörigen der geschilderten Person, daß, so unbestechlich auch die Geschichte richten darf und soll, gleichwohl gewisse Eigenschaften oder Verhältnisse in einer Weise berührt werden, daß Wahrheit und schonende Erwähnung sich vereinbaren. Die andere Schwierigkeit betrifft die Richtigkeit des Urtheils über den Charakter und die Handlungsweise der behandelten Persönlichkeiten, vorzugsweise derjenigen, welche eine politische Rolle gespielt haben. Wer die Macht erwägt, welche die politische Parteistellung auf das Urtheil auch des ruhigern Bürgers ausübt, wird einsehen, wie schwer es fallen muß, ein völlig unpartheiißches Urtheil zu fällen, und erst noch einem solchen Anerkennung bei Andern zu verschaffen. Hat Einer gar am Parteikampfe thätigen Antheil genommen und dabei bittere Erfahrungen gemacht, so wird es große Mühe kosten, wenn es nicht unmöglich ist, ihn zu einer gerechten Würdigung seines Gegners zu vermögen. Gewöhnlich behaupten zwar die Meisten, durchaus unpartheiißch zu sein; auch glauben sie wirklich an ihre eigene Unbefangenheit; aber sie merken eben nicht, wie ihnen unbewußt die Leidenschaft des Kampfes oder irgend welche Verletzung persönlicher Interessen dieselbe geraubt hat. Ob ich nun diese Klippen mit sicherem Erfolge vermied, oder meine Beurtheilung theilweise Schiffbruch litt, darüber will ich getrost die Kritik erwarten; diese

wird eben wieder durch den Standpunkt des Lesers bedingt sein. Jedenfalls bin ich mir bewußt, fast mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Wahrheit gesucht zu haben. Das vornehmste Gebot der geschichtlichen Kritik gegenüber dem Wirken einer hervorragenden Persönlichkeit ist unstreitig das, daß man sie nach der Zeit und den Verhältnissen beurtheile, in welchen sie durch die Vorsehung auf den öffentlichen Schauplatz gerufen wurde. Dieser Forderung suchte ich immer mit Ueberwindung persönlicher Neigung nachzukommen.

Ueber die ungleiche Ausführlichkeit der einzelnen Artikel bemerke ich Folgendes. Dieselbe hing theils von der Reichhaltigkeit der angeführten benutzten Quellen, theils von dem äußern Lebensgange des Einzelnen ab. Waren jene nur dürftig vorhanden, da mußte ich mich auch kurz fassen. Manchmal aber stehen die gedruckten Nachrichten nicht im richtigen Verhältnisse zu der Bedeutung ihres Gegenstandes; bisweilen feiern weitläufige Biographien nicht sehr hervorragende Männer, während ausgezeichneten Persönlichkeiten nur kurze Worte der Erinnerung nachgerufen werden. Bei Einigen standen mir durch Privatmittheilungen oder aus persönlicher Kenntniß Angaben zu Gebote, die in den gedruckten Quellen fehlten, von mir aber in die Darstellung selbst versflochten wurden. — Daß dann Männer mit sehr bewegtem Leben oder von tief eingreifender Thätigkeit auch Stoff zu einer umfassenderen Schilderung darbieten, ist natürlich. Der Gelehrte und der Berufsmann, dessen Beschäftigungen ihren regelmäßigen, oft einförmigen Gang gehen, und die nur, sei es durch inwohnende ausgezeichnete Geistesbildung oder durch einzelne für ihre Mitbürger verdienstvolle Handlungen, sich hervor-
thun, werden zu ihrer Charakterisirung einer kürzern Nachweisung bedürfen als z. B. der Staatsmann, dessen Stellung und eingreifende Thätigkeit von selbst einen größern Rahmen zu einer Lebensskizze liefert. Die Namen der ausführlicher Behandelten werden übrigens schon die einläßlichere Besprechung derselben begründen. Immerhin sollen es keine abgerundeten, vollständigen Lebensbilder sein, sondern

nur biographische Skizzen und Charakteristiken in kurzer, präziser Fassung, die als Beiträge zu umfassenderen Darstellungen dienen können.

Im Allgemeinen hielt ich mich in Bezug auf die biographischen Einzelheiten an die vorliegenden gedruckten Quellen; natürlich war ich nicht im Fall, über die Richtigkeit aller Angaben Nachforschungen anzustellen; entdeckte tatsächliche Irrthümer führte ich am entsprechenden Orte an.

Da ich diese Gallerie von bedeutenden Bernern der neuern Zeit fortzusetzen gedenke und auch bereits dazu die Sammlung des nöthigen Materials angefangen habe, so stelle ich an Alle, die sich für eine gerechte Würdigung unserer hervorragenden Mitbürger interessieren, das freundliche Ansuchen, mich durch zweckdienliche Beiträge zu unterstützen; bereits erhielt ich über mehrere ausgezeichnete Berner der neuern Zeit interessante, ausführliche Mittheilungen, die bei fast gänzlichem Mangel an zusammenhängenden gedruckten Nachrichten mir um so erwünschter sind. Auch mit der Vervollständigung der ersten Abtheilung dieser Arbeit beschäftigt, erkläre ich mich für jede Hülfe verpflichtet, welche dieselbe fördern kann. Mehrere verdankenswerthe Zusendungen, welche theils Bereicherungen, theils Berichtigungen enthielten, kamen mir bald nach ihrer Veröffentlichung zu und werden in der Folge berücksichtigt werden. Von den Druckfehlern in der ersten Abtheilung führe ich vorläufig nur einen einzigen an, weil er das Geburtsjahr eines Mannes betrifft, dessen bedeutungsvolles Auftreten mit jenem in auffallenden Widerspruch käme; General von Erlach, welcher 1798 die bernische Armee befehligte, ist nämlich nicht 1726, sondern **1746** geboren.

Samuel Rudolf Bischoff, von Thun,

Lehrer am Proghymnasium und Privatdozent an der Hochschule zu Bern, geb. den 7. März 1803, gest. den 1. August 1843.

Er verlebte seine Jugendjahre in Erlenbach, wo sein Vater Pfarrer war, und erhielt, frühe zum geistlichen

Stande bestimmt, von demselben, einem geist- und kenntnißreichen Manne, den vorbereitenden wissenschaftlichen Unterricht mit solchem Erfolge, daß er beim Eintritte in das Gymnasium zu Bern (1818) in den alten Sprachen, besonders im Griechischen, sich unter seinen Mitschülern auszeichnete. Professor Luz *) stand damals dem Gymnasium vor und mußte durch seine anregende Kraft auch auf den fleißigen, geistgeweckten Bischoff einen nachhaltigen Einfluß ausüben. Nach vollendetem Jahreskurse trat er in die Akademie über und hatte nun die damalige ordenliche Studienzeit eines Theologen, drei Jahre der sogenannten Philologie und drei in der Theologie durchzumachen. Zum Theil ausgezeichnete, geniale, zum Theil grundgelehrte Professoren wirkten damals an der Akademie, so Döderlein, Suter, Zahn, Luz (für das Hebräische) für die alten Sprachen in der Philologie, Stapfer, Studer, Hünerwadel in den theologischen Fächern **); bei dem Letzten wohnte er längere Zeit. Ungeachtet mehrfacher schwerer und andauernder Krankheiten konnte er 1825 als ein wohl befähigter Kandidat in das bernische Ministerium aufgenommen werden, indem sein rastloser Fleiß das Versäumte stets wieder einzubringen mußte. Seine gelehrte Bildung und sein ganzes Wesen eigneten ihn mehr für eine pädagogische Stellung als für die praktische Wirksamkeit eines Landgeistlichen. Wenige Monate nach seinem Kandidatenexamen erhielt er denn auch (1826) die erledigte Stelle eines Klassenlehrers (Hauptlehrers) an der Literarschule (jetzt Progymnasium), die er ununterbrochen bis zu seinem Tode bekleidete. Mit dem Unterrichte der lateinischen Sprache betraut suchte er zum Behufe eines erfolgreichen Memorirens dem Bedürfnisse eines entsprechenden Hilfsmittels durch die Herausgabe seines lateinischen Elementarwörterbuches (1836) abzu- helfen, eines Werkes, dessen Brauchbarkeit und Zweckmäßig-

*) Siehe den nachfolgenden Abschnitt über Luz.

**) Ueber Stapfer und Studer siehe die Artikel in der ersten Abtheilung, über Hünerwadel den nachfolgenden Abschnitt.

keit zwar nicht von der damit geplagten Jugend, welche diesem „Bubenschinder“ wie dem früher eingeführten gleich abhold war, wohl aber von sachkundigen Schulmännern die gebührende Anerkennung zu Theil wurde. Einen großen Theil seiner nicht durch die Schule in Anspruch genommenen Zeit widmete er dem Studium der Botanik. Zeugte sein reiches Herbarium von großem Sammlerfleiß, so waren seine Spezialkenntnisse in diesem Fache nicht minder gründlich und bedeutend, so daß er der Ehre durchaus würdig war, welche ihm 1837 die Edinburger botanische Gesellschaft durch Aufnahme unter ihre auswärtigen ordentlichen Mitglieder erwies. In dieser Zeit wandte sich sein wissenschaftlicher Eifer mit eigentlicher Begeisterung dem Studium der Geographie zu. Hatte er schon früher mit Vorliebe darin Unterricht erteilt und entgegen der herkömmlichen Weise, die sich mit Aufzählung von Namen und Bevölkerungsangaben begnügte, eine geistigere, lehrreichere Methode befolgt, wobei ihn seine naturhistorischen Kenntnisse trefflich unterstützten, so stellte er sich nun die Bearbeitung der geographischen Wissenschaft und die Anregung zu ihrem Studium als künftige Lebensaufgabe. Die Werke Ritters, des eigentlichen Begründers der Geographie als selbstständiger Wissenschaft, hatten diese Wendung in seinen Studien hervorgebracht, wie denn auch dessen Richtung diejenige war, zu welcher Bischoff sich bekannte. Mit der Erfassung des neuen wissenschaftlichen Zweiges verband sich bald der Wunsch, als Privatdozent desselben an der Hochschule aufzutreten. Im Jahre 1837 hielt er seine Antrittsvorlesung, und mehrere Jahre, bis er aus Gesundheitsrücksichten davon abstecken mußte, setzte er vor einem gemischten Publikum seine geographischen Vorträge fort, die ihm durch Sachkenntniß und ansprechende Behandlung Beifall gewannen. Die angestrengteste Arbeitsamkeit, die sich eine akademische Wirksamkeit als Ziel gesetzt hatte, verzehrte jedoch schnell seine ohnehin oft erschütterte Lebenskraft und, ehe er dasselbe erreichen konnte, ereilte ihn im besten Alter der Tod, dem er in seiner letzten langen Krankheit mit erhebender christlicher Ergebung entgegenging.

Bischoff galt mit Recht für eine der interessantesten Persönlichkeiten in der Region der Schulmeister aller Art, welcher ein reiches Maß von Gefühl für alles Schöne, Edle, Freie, ein lebendiger Sinn für Freundschaft und Liebe, viel gesunder Verstand, auch munterer Witz, eiserne Willenskraft, solides, ausgebreitetes Wissen in manchen Zweigen der Wissenschaft inwohnte! Die Beigabe von etwelcher Bedanterie in seiner äußern Erscheinung, die den Schulmeister nicht verläugnete, ließ um soweniger vermuthen, wie geistig, ja poetisch sein Wesen war. Hatte er auch von Jugend auf oft mit schweren Krankheiten zu kämpfen, so besaß er doch viel Socialität und Lust zu wahrer Geselligkeit. Er war ein gediegener Charakter, als Lehrer ein Vorbild gewissenhafter Pflichterfüllung und mit Aufopferung von Zeit und Mühe auf Wirkung eines geistigen Strebens in seinen Schülern bedacht, von denen Manche der Aufgewecktern in seinem Hause lehrreiche Unterhaltung und uneigennützige Förderung ihrer Arbeiten fanden. Mit Vielen bewahrt auch der Herausgeber des Taschenbuches ein dankbares Andenken dem verdienten treuen Lehrer und biedern Manne.

Man vergleiche Nekrolog von S. R. Bischoff, Lehrer am Progymnasium n. s. w. Bern, Haller'sche Buchdruckerei. 1845. S. 12. (verfaßt von Pfarrer Wyro); ein Abdruck aus dem „Neuen Nekrologe der Deutschen“ 21ster Jahrg. 1843. S. 700—707.

Philipp Emanuel von Fellenberg, von Bern,

Stifter von Hofwyl, Landammann des Kantons Bern, geboren den 27. Juni 1771, gestorben den 21. Nov. 1844 *).

Fellenberg brachte seine erste Jugendzeit auf dem Schlosse Wildenstein im Aargau zu, wo damals sein ebenso gelehrter als allgemein geachteter Vater, früher Professor des Rechts, später Mitglied des kleinen Raths, als Landvogt von Schenkenberg wohnte. Während er und die treff-

*) Ob schon die erste Abtheilung der biographischen Literatur nur die Jahre 1785—1840 umfaßte, so wurde Fellenberg gleichwohl in dieselbe aufgenommen, weil innerhalb des behandelten Zeitraumes eine Menge biographischer Nachweisungen über ihn erschienen waren. Die hier folgende Schilderung soll den früher gegebenen äußerst kurzen Umriss vervollständigen.

liche Mutter die Erziehung des Knaben aufs sorgfältigste leitete, erhielt dieser den Unterricht zuerst von einem finstern pedantischen Lehrer, den aber bald (1783) der spätere helvetische Minister Kengger ersetzte, dessen Einfluß von nachhaltiger und bedeutender Wirkung auf die geistige Entwicklung Fellenbergs war, welcher mit der Zeit in enges Freundschaftsverhältniß zu seinem nicht viel ältern Lehrer trat. Pestalozzi's Besuche bei seinem patriotisch gesinnten Vater, die Theilnahme der Eltern für die menschenfreundlichen Bestrebungen hervorragender Männer im Gebiete der Volksbildung und Erziehung, die aufopfernde Hingebung seiner Mutter, die ihn im fünften Jahre aus augenscheinlicher Lebensgefahr rettete, und ihr tiefreligiöser Sinn, der sie ihren Knaben in das nahe Irrenhaus zu Königsfelden führen und dann heimgekehrt nach einer feierlichen Anrede niederknien und geloben läßt, stets den Unglücklichen beizustehen, — hierauf selbst hinkniet und Gott um Segen für solches Streben ihres Kindes anruft, — ihre Erzählungen von den Heldenthaten des Urgroßvaters, des holländischen Seehelden van Tromp, und Vorweisung aufbewahrter Trophäen aus seinen Schlachten, — das waren Jugendeindrücke in der Seele des feurigen Knaben, die in seinem ganzen Leben ihren Nachklang fanden. Infolge des Abganges Kenggers zur Universität Göttingen (1785) kam Fellenberg in das damals berühmte Pfeffelsche Institut nach Almar, wo aber bei den durch die Blindheit des Vorstehers nothwendig sich erzeigenden Uebelständen sein Aufenthalt nicht lange dauerte *). Nach Bern zurückgekehrt, wandte sich der damals 15jährige Fellenberg, begeistert durch eine Rede seines Vaters, als Präsidenten der helvetischen Gesellschaft (1786), über die nothwendige Verbesserung der Nationalerziehung, mit großem Eifer dem Studium dieses Gebietes zu. Von schwerer Krankheit in Folge allzuangestrigter Arbeit genesen, beschloß er, fortan die einfachste

*) Dieser Aufenthalt als Schüler im Jahr 1785 wird in dem kurzen Nekrologe der „Neuen Zürcher-Zeitung“ 1844 N. 328 irrigerweise in eine 1795 erfolgte Lehrerstellung umgewandelt.

Lebensweise zu führen, und alle entbehrlichen Bedürfnisse zu meiden, was er auch sein ganzes Leben hindurch treu befolgte. Hierauf suchte er weitere Ausbildung, namentlich in der Kenntniß der alten Sprachen, anfänglich bei einem damals berühmten Hellenisten, dann als dieser, statt die Lust zur Arbeit vielmehr die zu Vergnügungen in ihm zu wecken strebte, bei einem Pfarrer im Aargau. Später besuchte er deutsche Universitäten, wo er besonders politischen und philosophischen Studien und zwar mit solchem Eifer sich hingab, daß er aufs neue erkrankte. Eine gründliche Wiederherstellung seiner Gesundheit fand er in den folgenden zehn Jahren, die er großen Theils zu Reisen, oft mit dem Tornister auf dem Rücken, im In- und Auslande benutzte, und auf welchen er die sittlichen und materiellen Zustände des Volkes genau erforschte; längere Zeit verweilte er bisweilen in Familien von Landleuten, an deren häuslichen und ländlichen Beschäftigungen er Theil nahm. So reifte auf praktische Weise seine Lebensaufgabe, eine bessere Volkserziehung zu begründen. Die französische Revolution war unterdessen ausgebrochen und bedrohte in ihren Wirkungen auch die Schweiz. Fellenberg begab sich nach Paris (1794), um die politische Lage kennen zu lernen und wo möglich seinem Vaterlande zu nützen. Er zog aus dem Besuche dortiger Bildungsanstalten und dem Umgange mit ausgezeichneten Männern (Sieyes, Gregoire) reichen, geistigen Gewinn. Die Anregungen des letztern wirkten entscheidend auf seine Neigung für Erziehung und Unterricht. Seine Wahrnehmungen ließen ihn das spätere Schicksal seiner Heimath voraussehen. Nach seiner Heimkehr mahnte er durch verschiedene Denkschriften, welche er den einflußreichsten Regierungsgliedern überreichte, und auf publizistischem Wege, daß man der drohenden Gefahr durch Reformen in den Staatseinrichtungen zuvorzukommen suche. Obgleich er aber durch solches Auftreten sich auf die Seite der sogenannten französischen Partei des Seckelmeisters Frisching stellte *), sehen wir ihn in den Tagen der Noth

*) Herr Alt-Appellationsrichter Stettler erwähnt in seinen

begeistert als Jägeroffizier das Volk zu den Waffen rufen; im Emmenthal und Entlibuch suchte er den Landsturm zu organisiren und den Franzosen entgegenzuführen, wobei er von Mißtrauischgesinnten selbst Mißhandlung litt. Mittlerweile fiel Bern in Feindeshand und Fellenberg floh, vom französischen Kommissär Mengau als der fünfte auf seine Proscriptionsliste gesetzt, unter Lebensgefahr nach Deutschland, nachdem er Anfangs in einer Höhle Zuflucht gefunden und von gutherzigen Landleuten den nothwendigsten Unterhalt erhalten hatte *). Schon hatte er Einleitungen zur Uebersiedlung nach Amerika getroffen, als es seinen Angehörigen gelang, die verhängte Achtung aufzuheben. Kaum zu Hause eingetroffen, wurde der in Paris bekannte Fellenberg ausgerufen, den dahingesandten helvetischen Bevollmächtigten Zeltner als Sekretär zu begleiten. Er kehrte jedoch bald wieder heim und erhielt dann, als die Siege des Erzherzogs Karl unruhige Auftritte auch im Kanton Bern hervorriefen, als Regierungskommissär den Auftrag, mit Freiwilligen in den unruhigen Gegenden des Sieben-

mir zugestellten Notizen über die erste Abtheilung als Beweis seines sehr progressistischen Auftretens, daß Fellenberg im Januar oder Hornung 1798 in Rotterd als Aufrührer durch bernische Dragoner verhaftet, aber bald durch die Gunst des Seckelmeisters Frisching wieder in Freiheit gesetzt worden sei. Ich habe nirgends eine Andeutung dieses Vorfalles finden können.

*) Herr Stettler bezweifelt die Richtigkeit dieser in der ersten Abtheilung nur ganz kurz berührten Züge von Fellenbergs Verhalten in den Tagen des Kampfes und auch seine Proscription. Allein sowohl de Villeveille, der in seiner Schrift des *instituts d'Hofwyl* (1821), deren Angaben auf persönlichen Erkundigungen in Hofwyl beruhen, in einem eignen Abschnitte dessen Stellung vor und zur Zeit der Revolution bespricht, als auch Hamm in seiner Biographie erwähnen dieselbe so einläßlich, daß kein Zweifel aufkommen kann; zudem stimmt Hanhart (Erzählungen aus der Schweizergeschichte 1847. 4. Bd 52 Kap.) mit seiner offenbar luzernischen handschriftlichen Quelle in der Hauptsache überein. Nach diesem letzten Berichte hat Fellenberg den bewaffneten luzernischen Landsturm zuerst zum Kampfe, dann zum Gebete aufgefordert, worauf Alle auf die Knie fielen und nach beendigtem Gebete Fellenberg ein Lebehoch ausbrachten.

thals die Entwaffnung vorzunehmen, für deren glückliche Vollziehung er den angelegentlichsten Dank der Regierung erhielt *). Hierauf zog er sich von der politischen Laufbahn ganz zurück. Im Herbst dieses Jahres sandten ihn und Provisor Baumgartner, die Wohlthäter des durch den Krieg furchtbar verwüsteten Unterwalden dahin, um sich über die Lage des Landes genau zu erkundigen und die zweckmäßige Vertheilung der eingegangenen Steuern anzuordnen. — Um seine pädagogisch=landwirthschaftlichen Pläne zur Ausführung zu bringen, kaufte er nun 1799 zuerst mit seinem bald hernach gestorbenen Vater, von Oberst von Lavel das früher der Familie von Erlach angehörige, beträchtliche, aber vernachlässigte Gut Wylhof für ungefähr 225,000 Franken, nannte es Hofwyl und begründete nun in 45jähriger schöpferischer Thätigkeit seinen in alle Welttheile ausgehenden Ruhm, dessen Verbreitung durch eine Unmasse in allen neuern Hauptsprachen verfaßter Schriften über die Anstalten und Bestrebungen Fellenbergs vermittelt wurde, wozu er selber in seinen „Blättern von Hofwyl“ die Anregung gab **). Die ersten Jahre dienten ihm noch zu seiner eigenen praktischen und theoretischen Ausbildung als Landwirth; mit ungeheuern Kosten und Anstrengungen verbesserte er sein Gut und bereicherte mit Hülfe seiner mit trefflichen Arbeitern versehenen Werkstätte die landwirthschaftliche Mechanik mit mancherlei vorzüglichen Verbesserungen ***). Oft legte er im „Arbeiterkittel“ selbst

*) Tilliers Geschichte der helvet. Republik I. 267. Darauf reducirt sich wohl bei Hamm die Stelle eines „Kommandanten eines Theils des Oberlandes“. Ebenso überschätzt dieser offenbar Fellenbergs Wirksamkeit in Paris.

**) Schon 1796 hatte sich Fellenberg mit einem Fräulein von Tscharner verheirathet, aus welcher Ehe zwölf Kinder hervorgingen; Gattin und Kinder unterstützten mit Hingebung Fellenberg in der Verwirklichung seiner großartigen Lebenspläne.

***) Daß kompetente Beurtheiler der Leistungen Fellenbergs in der Landwirthschaft fanden, manche seiner Vorschläge setzten beträchtlichere Geldmittel und größern Grundbesitz voraus, als den meisten Landwirthen zu Gebote ständen, und hätten daher nicht Anspruch auf praktische Anwendbarkeit, — kann sein großes

Hand an. Seinen großen Ruf erlangte er aber vorzüglich dadurch, daß er die Landwirthschaft nicht bloß als Erwerbsquelle, sondern auch als ein allgemein menschliches Bildungs- und Erziehungsmittel behandelte. Die Erziehung hielt er für das einzige wahre und genügende Mittel, eine wahrhaft geistige und sittliche Wiedergeburt der in Sinnenknechtschaft versunkenen Völker zu erzeugen, wobei er den Menschen nicht als Einzelwesen, sondern bloß als wesentlichen Theil eines organischen Weltganzen auffaßte. Diese in ihrer einseitigen Fassung irrthümliche Idee suchte er nun, so viel an ihm, in der Gründung und Leitung verschiedener Anstalten durchzuführen. — Das versuchte gemeinsame Wirken mit Pestalozzi, der 1804 in das kaum eine Viertelstunde von Hofwyl entfernte Schloß, einst Klostergebäude, Münchenbuchsee kam und Fellenberg, dessen große Regierungsfähigkeit er anerkannte, die Oberleitung des Hauses übertrug, scheiterte vorzüglich an der Grundverschiedenheit der beidseitigen Charaktere *).

Zu derselben Zeit rief er seine Armenschule in's Leben, welcher er seit 1810 den seither auch als thurgauischen Seminardirektor bekannten J. J. Wehrli zum Vorsteher gab, unter dessen ausgezeichneten ebenso praktischer als gemüthvoller 24jähriger Leitung die Anstalt die günstigsten Ergebnisse lieferte. Diese Schöpfung ward zum Muster ähnlicher Anstalten in allen Ländern, selbst in Neuhollland; Fürsten oder ihre Abgesandten besuchten den Ort, wo in der Armenenerziehungsanstalt ein natürlicher, kräftiger Damm gegen den Pauperismus als Vorbild sich darstellte. — Hatte die Armenschule die Aufgabe, die unterste, körperlich und geistig verwahrloste Volksschichte durch die landwirthschaftliche Arbeit zu entziehen und zu heben, so sollte hingegen das 1807 gestiftete landwirthschaftliche Institut

Verdienst der Anregung auf diesem Gebiete nicht schmälern. Allerdings blieb Hofwyl mehr eine europäische Muster- und Probewirthschaft, als daß es der Mehrzahl der Landleute hätte als Vorbild zur Nachahmung dienen können.

*) Trogdem erneuerte Pestalozzi 1817 den Versuch einer Verbindung mit Fellenberg, mißglückte aber.

eine „Pflanzschule gebildeter rationeller Landwirth“ werden. Auch diese Anstalt, durch die glänzenden Erfolge des Guts-ertrages selbst empfohlen, erfreute sich des Besuches aus allen Weltgegenden, und nach ihrer Einrichtung traten im Auslande eine Menge solcher Institute in's Leben. Großartige landwirthschaftliche Volksfeste, welche Fellenberg 1807 und 1810 veranstaltete — dem Lectern ging auf seinen Betrieb die Gründung einer landwirthschaftlichen Gesellschaft voraus, — lockten Theilnehmer aus weiter Ferne herbei, verbreiteten ebenfalls den Ruf Hofwyls und gaben den Anstoß zu den meisten noch jetzt gefeierten Festen und Preisvertheilungen dieser Art. Auch die schweizerische Tag-sagung ließ auf sein Ansuchen durch besondere Kommissa-rien die Einrichtungen in Hofwyl prüfen, und auf ihren günstigen Bericht hin ward Fellenberg der Dank für seine Bemühungen ausgesprochen, die Kantonsregierungen dage-gen wurden eingeladen, der Anstalt in Hofwyl die aus-schließliche Verfertigung der neuerfundenen oder verbesserten Ackergeräthe für bestimmte Jahre zuzuwenden. Berns Re-gierung, die seine landwirthschaftlichen Bestrebungen lieber sah als seine pädagogischen, jene auch vielfach begünstigte, hatte ihm bereits ein solches Privilegium ertheilt. — Um die Erziehungsreform auch auf die höhern Stände auszudeh-nen, gründete Fellenberg 1808 die Erziehungs- und Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände, welche durch die Anstellung einer Reihe ausgezeichneten Leh-rer ebenfalls bald zur höchsten Blüthe sich entfaltete und aus Hofwyl einen höchst einflußreichen geistigen Brennpunkt machte *). Eine große Zahl Fürstensöhne und Glieder aus den angesehensten Familien des Aus- und Inlandes erhielten da ihre Bildung; Kaiser und Könige wallfahr-teten zu der Stätte, wo so Großes und Vielseitiges ge-

*) Menzel in seiner deutschen Literatur fällt nach seiner burschikosen Art folgendes, die Sachlage ganz schief auffassende, und dem Geiste zu Hofwyl widersprechende Urtheil, das wir nur seiner Eigenthümlichkeit wegen erwähnen: „Zur Schändung der gesunden Vernunft errichtete der Berner Patrizier, Herr von Fel-lenberg, in Hofwyl zwei Institute neben einander, das eine für

leistet wurde. — Ebenfalls 1808 hatte Fellenberg lebhaften Antheil an der Gründung der während mehreren Jahren sehr thätigen, um Hebung des schweizerischen Erziehungswesens verdienten schweizerischen Gesellschaft für Erziehung genommen. Bei der ersten Zusammenkunft in Lenzburg ward Pestalozzi Präsident, Fellenberg dagegen ersucht, „das Amt des Stimmenzählers mit dem ihm eigenen Ordnungsgeiste zu versehen,“ wie die gedruckten Verhandlungen naïv sich ausdrücken. Er scheint aber durch dieses Zutrauen nicht sehr gefesselt worden zu sein, denn er wohnte den spätern Verhandlungen nicht mehr bei. — Auch für das weibliche Geschlecht sollte gesorgt werden. Von der, alle Vorzüge veredelter Weiblichkeit in seltenem Maße in sich vereinigenden Gattin Fellenbergs wurde eine Erziehungsanstalt für Mädchen gestiftet, welche zwölf Jahre unter ihrer und ihrer Töchter Leitung blühte. Noch gründete Fellenberg 1816 in Gemeinschaft mit dem hochverdienten Escher die Linthkolonie in Glarus, und legte er den Grund zur Armenkinderkolonie in Mai-
kirch, welche 1816 begonnen, aber erst seit 1823 zu rechter Wirksamkeit gelangt, durch die That zeigen sollte, daß die Armenerziehungsanstalten bei gehöriger Bewirthschaftung des dazu gehörenden Landes ihre Kosten vollständig zu decken vermögen; und wirklich konnten auch beim nachherigen Verkaufe des Gütchens die Auslagen und die Mühe auf eine Weise in Rechnung gebracht werden, daß Fellenbergs Zweck vollständig erfüllt wurde.

Der Wunsch, seine Grundsätze über Volkserziehung durch Gleichgesinnte im Volke zur Anerkennung und Ausführung zu bringen, ließ ihn schon im Jahr 1808 einen von dem später so bekannt gewordenen Inspektor Zeller geleiteten Schullehrerbildungskurs in Hofwyl abhalten, welcher sehr befriedigend ausfiel und demselben den

vornehme Söhnchen im blauen Frack, das andere für Bauernbengel im Linnenkittel. Hier, schon von Jugend auf in strenger Sonderung, sollten beide Theile lernen, die Einen hochmüthig herunter, die Andern demüthig hinauf zu sehen.“

Dank der Regierung erwarb. Bald hierauf entstandene Mißhelligkeiten zwischen Fellenberg und den Behörden, die bereits 1804 die Pestalozzi-Fellenbergische Association unter genaue oberamtliche Ueberwachung gestellt hatte, hatten auch die Folge, daß, da man den bedeutenden Einfluß eines Privatmannes auf die Volksschüler scheute, durch Rathschluß die Errichtung einer Lehrerbildungsanstalt für Einheimische untersagt und nur die Abhaltung eines Kurses für fremde Lehrer gestattet wurde. Fellenberg beschränkte sich nun auf die private Heranbildung einer kleinen Zahl Lehrer, bis nach Einführung der neuen Ordnung der Dinge von Staatswegen im Jahr 1832 ein Normalkurs angeordnet wurde, wobei 300 Lehrer sich betheiligten und Fellenberg große pekuniäre Opfer brachte. Die hierauf folgenden heftigen Zermürfnisse zwischen Fellenberg und dem Direktor des Kurses, Pfarrer Langhans, und wieder mit der Erziehungsbehörde, deren Mitglied Fellenberg war, hatten ihren Grund in der Verschiedenheit der Ansichten über den in der Lehrerbildung zu befolgenden Gang, in dem leidenschaftlichen Charakter der mitsprechenden Hauptpersonen und in dem überwiegenden Einflusse, den der Stifter von Hofwyl in Berufung auf seine Leistungen und Erfahrungen beanspruchte. Ungeachtet der Errichtung eines Staatsseminars in dem nahen Münchenbuchsee, fuhr Fellenberg mitten im Feuer pädagogischer Polemik fort, während einigen Jahren auf eigene Kosten jährlich für eine große Zahl Schullehrer Bildungskurse abzuhalten. — Noch ist zu erwähnen, daß der kleine Erziehungsstaat in Hofwyl, in welchem im Ganzen über **2000** Schüler und Zöglinge herangebildet wurden, seine Vollendung als ein Ganzes erhielt durch die Realschule für Söhne des Mittelstandes (1830), welche sich an die Anstalt für die höhern Stände anschloß, ebenfalls rasch gedieh und einen theilweisen Ersatz gewährte bei der um diese Zeit fühlbar eintretenden Abnahme des Zuflusses aus den fürstlichen Familien, — und endlich die Kleinkinderschule, die letzte Schöpfung Fellenbergs.

Nach fast dreißigjähriger Entfernung vom Schauplatz des politischen Lebens betrat er denselben wieder im Jahr 1825, indem er bei der Ergänzung des großen Rathes seine Wahl in diese Behörde annahm *). Er zählte darin zu den freisinnigen Gliedern, ohne übrigens eine hervorragende Stellung einzunehmen. Als 1830 in Folge der französischen Revolution auch in der Schweiz die Reformbewegungen begannen, sprach sich Fellenberg entschieden im Sinne derselben aus, weil er von einem Umschwunge der öffentlichen Verhältnisse eine vom Staate ausgehende, durchgreifende Verwirklichung seiner Volkserziehungsideen hoffte. An der feurigen Weise, wie er sich der Bewegung anschloß, mochte man wohl auch die Bitterkeit erkennen, welche er gegen einen großen Theil seiner Standesgenossen gefaßt hatte, die in und außerhalb den Behörden ihm nicht die gewünschte Theilnahme für seine Bestrebungen erzeigten. In der Großrathssitzung des 6. Dezembers 1830 erregte er, als er das zur Handhabung der Ordnung aufgebotene Truppenkorps die „Prätorianer“ der Regierung nannte, welche eine freie Meinungsäußerung hindern sollten, und die Soldzulage als „Bestechung“ bezeichnete, einen allgemeinen, mit Mühe gestillten Sturm. Als der Verfassungsrath in's Leben trat, wurde Fellenberg vom Kreise Fraubrunnen zu dessen Mitgliede erwählt; der Verfassungsrath selbst berief ihn in die Verfassungskommission, aus welcher er seinen Austritt nahm, als dieselbe einigen seiner Anträge nicht beipflichtete, namentlich nicht eine dem Verfassungsentwurfe als Einleitung vorangehende, „die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers“ enthaltende Erklärung aufnehmen wollte **). Im Verfassungsrathe nahm er lebhaften Antheil an den Berathungen, machte aber oft

*) Hamm gibt irrig das Jahr 1829 an.

**) Im Verfassungsrathe selber unterlag Fellenberg mit diesem an die Verfassungen der ersten französischen Revolution erinnernden, von ihm als eine Bedingung zu einer „sittlichen und religiösen Begründung“ und „zu unerschütterlicher Kraft und langer Dauer der Verfassung“ erklärten Antrage nur mit 43 gegen 51, die keine Einleitung wollten.

wenig Glück mit seinen Anträgen. Bei der Konstituierung der neuen Behörden ernannte ihn wieder das Wahlkollegium von Fraubrunnen zum Mitgliede des großen Rathes und bestätigte ihn in dieser Stellung bei den Erneuerungswahlen von 1833 und 1839. Gleich Anfangs wurde er in das Erziehungsdepartement gewählt und dann von diesem auch in die große Schulkommision. Es war nicht sowohl Uebereinstimmung mit seinen Ansichten als vorzüglich die Rücksicht auf seinen europäischen Namen, die Anerkennung des dreißigjährigen Wirkens eines Patriziers für die Volksinteressen und die entschiedene, bei einem solchen um so freudiger gesehene Theilnahme für die neuern politischen Zustände, daß er mitten in seinem pädagogischen Gader selbst zu der höchsten kantonalen Würde, zu derjenigen eines Landammanns erhoben wurde (Dez. 1833), worauf er ein sehr ausführliches Sendschreiben über die Aufgabe der Regierungsbehörden an die Großräthe erließ. Allein schon vor dem Schlusse der ersten Sitzungsperiode legte er dieses Amt nieder. Die Annahme des Großrathspräsidiums hatte aber bereits die gesetzliche Folge gehabt, daß er aus der Erziehungsbehörde austreten mußte, was bei den heftigen Reibungen mit einigen seiner Kollegen hauptsächlich aus Anlaß der Maßnahme für die Lehrerbildung beiden Theilen sehr gelegen kam *). Als die An-

*) Herr Professor Gelpke in seiner manche treffende Bemerkungen und Schilderungen enthaltenden Schrift „Schul- und Unterrichtswesen des regenerirten Kantons Bern“ (1846); irrt sich (S. 6.) in Bezug auf Fellenbergs Austritt in doppelter Weise. Erstlich war dieser durch einen bestimmten Großrathsbeschluß vom 10. Nov. 1831 über die Stellung des Landammanns gesetzliche Vorschritt, somit nicht eine kollegialische Intrigue; dann fand Fellenbergs Ersetzung in dem Erziehungsdepartemente zwar nach der Annahme aber vor dem Antritte seiner Landammannstelle statt, also nicht nachdem er diese Würde wieder niedergelegt hatte. — Wie tief übrigens das Zerwürfniß mit seinen Kollegen geworden war, beweist der Umstand, daß er Monate lang ungeachtet schriftlicher Mahnung von den Sitzungen der Behörde ausgeblieben war, so daß diese am 5. Nov. 1833 den Regierungsrath zu Handen des großen Rathes anging, Fellenberg zu ersetzen, welcher Antrag durch dessen Beförderung dann von selbst dahinfiel.

hänger der neuen Staatsordnung in die beiden Hauptparteien der Schnelle und der Nationalen (später allgemeiner Radikale geheißen) auseinander fielen, hielt sich in den wichtigern Fragen, besonders in den verwicklungsreichen Jahren des „moralischen“ und „politischen Vororts“ Bern (1834—1836) Fellenberg in der Regel zu den letztern, da theils ihre höher fliegende, kosmopolitisch-idealistische Richtung seiner Anschauung mehr zusagte, theils ihr oppositionelles Auftreten gegen die bis 1838 unter Schnellischem Einflusse stehende Regierungsmehrheit seinen Neigungen mehr entsprach. Doch nahm er eine durchaus selbstständige, nicht selten eine ganz vereinzelte Stellung ein, wie z. B. ein Anzug, am 20. Nov. des gleichen Jahres gestellt, da er den Präsidentenstuhl inne gehabt hatte (1834), und gerichtet gegen das Auftreten der Regierung in Bundesachen, mit 165 gegen seine alleinige Stimme unerheblich erklärt wurde *). Nicht selten trat er seinen Genossen von der Nationalpartei ohne Scheu scharf entgegen, wenn seine Ueberzeugung eine andere Haltung verlangte; so namentlich in der aargauischen Klosterfrage. Er ergriff ziemlich oft das Wort und, wenn irgend der Anlaß sich bot, so gestaltete sich seine Rede zu einem „kulturpolitischen Erguß;“ Wahrung der Würde der Nation nach Außen, Vaterlandsrettung, providentielle Bestimmung der Schweiz, Klage über das zersetzende Parteiwesen, über Vernachlässigung der höchsten moralischen Landesinteressen, Entsumpfung der Menschheit u. s. w. waren regelmäßig wiederkehrende Hauptgedanken und Redensarten seiner Vorträge. Wie er seinen in und außer den Behörden stets wiederholten Mahnungen für tüchtige Volkserziehung auch die eigene That folgen ließ, davon liefert ein Beispiel noch aus seiner letzten Le-

*) Bern wie es ist. Bd. II, 137. „Fellenbergs Anträge im großen Rathe werden in der Regel lebendig begraben. Sie machen es keiner Partei recht. Dem Justemilieu der Schnell sind sie zu radikal. Die Radikalen oder Nationalen finden die Hofwyler zu zahm.“ — Der Volksfreund, das Organ der Brüder Schnell, schoß manchen in Leidenschaft getauchten Pfeil auf Fellenberg ab.

benzeit den Beweis, indem er 1842 als seltene Ehrengabe für das schweizerische Freischießen in Chur zugleich mit einem Erstirpator als Sinnbilde des auch in der Eidgenossenschaft wurzelnden und auszurottenden Unkrauts noch einige Freistellen in seiner Erziehungsanstalt anbot. Inmitten aus neuen Entwürfen, unter welchen besonders die Gründung einer Industrieschule für Handwerker auf dem angekauften Rüttigute ihn beschäftigte, rief der Tod den lebensvollen Mann hinweg, welcher eine seltene jugendliche Rüstigkeit bis zu seinem Ende bewahrte und noch als 74jähriger Greis in der letzten Zeit auf feurigem Pferde als trefflicher Reiter sich bewährte. Der nach seinem Hinschiede eben versammelte große Rath sandte, wie der Regierungsrath, eine Abordnung von fünf Mitgliedern zu seinem Leichenbegängnisse ab, welches unter großer Theilnahme auf feierliche Weise zu Hofwyl statt hatte, wo sein Stifter in einer Familiengruft ruht.

Fellenberg war ein Charakter mit großen Licht- und Schattenseiten, ein Herrschergeist, dem die Vorsehung versagt hatte, auf einem Throne geboren zu sein, und der sich nun selbst sein Reich in Hofwyl stiftete. Ohne die Herrschereigenschaften eines seltenen Organisationstalentes, eines scharf berechnenden Verstandes, einer eisernen Willenskraft und Ausdauer, die ein ganzes Leben an die Verfolgung eines Gedankens setze, wäre Fellenberg nie der Mann geworden, der in den Gebieten der Landwirthschaft und der Erziehung so mächtige Anregungen gab; das möge Jeder bedenken, welchem die Fehler seiner großartigen Persönlichkeit ihr Bild zu sehr trüben wollen. Hestigkeit, ungefügiges, unduldsames, autokratisches Wesen, welches den Widerspruch nicht zu ertragen vermochte, lag sehr ausgebildet in seiner Herrschernatur. Der Verstand war übermächtig auf Unkosten des Gemüthes; die Tugend der Sanftmuth mangelte, um die raue Seite seines Wesens zu mildern, während andererseits die Tugend einer nie ermüdenden Arbeitsamkeit und die Nothwendigkeit wachsender, die Denkkraft stets anspannender Fürsorge für den ausgedehnten Kreis seiner Thätigkeit nicht geeignet waren, zartere Em-

pfündungen zu wecken. Rastlos war seine Arbeitsamkeit von Morgens früh bis spät in die Nacht, die er in der mühevollen Oberleitung seines kleinen Staates, in einer ungeheuern Korrespondenz, im Studium der in sein Wirken einschlagenden Fachwerke und als nationalökonomischer und pädagogischer Schriftsteller entfaltete. Seine Zerstreuung und Erholung fand er in der Arbeit selber. Seiner Alleinherrschaft durfte auch die geheime Polizei nicht fehlen; alle Angehörige, Lehrer, Schüler, das Gesinde fühlten sich überwacht; ein Geist durchdrang und leitete das Ganze. Fellenberg besaß überdies die Gabe, die trefflichen geistigen Kräfte seiner Umgebung möglichst nach ihrer Eigenthümlichkeit zu benutzen und für seine Pläne angemessen zu verwenden. Diese Kunst ersetzte ihm den Mangel tieferer, streng wissenschaftlicher Bildung, wie sie für seine Stellung wünschbar gewesen wäre. — Ein Vorwurf, der ihm oft und nicht mit Unrecht gemacht wurde, betraf seine Eitelkeit. Er verstand es, die Leistungen seiner Anstalten zu preisen oder preisen zu lassen, die Welt von sich reden zu machen, und liebte sehr den Titel eines „Stifters von Hofwyl.“ Bevor aber seine Gegner, zumal in der letzten so vielfach verbitterten politischen Periode seines Lebens, diese schwache Seite angriffen, hätten sie bedenken sollen, was der Mann gewirkt und welche Mühe und Opfer er beinahe ein halbes Jahrhundert lang dem Gelingen seiner Lebensaufgabe gebracht hatte. Daß bloß schnöde Gewinnsucht die Triebfeder seiner Handlungsweise war, konnte nur der Neid oder eine einseitige, ungenügende Kenntniß seiner Wirksamkeit behaupten. Nicht „gemeine Bagenklemmerei,“ sondern sein unnachgiebiger Sinn war der Grund vielfacher Rechtshändel mit Nachbarn, die sich ihrerseits auch nicht zu einer zu großen Willfährigkeit gegen den „reichen Mann“ bewegen fühlten. Es ist unläugbar, daß er namentlich seine höhere Erziehungsanstalt in eine Goldgrube zu verwandeln wußte, der Bedarf der Zöglinge selbst zum Theil von unerheblichen Sachen in den Borrathsmagazinen des Instituts bezogen werden mußte, die Rechnungen im Allgemeinen sehr geschraubt waren; aber man bedenke auch, daß diese gewinn-

reiche Einnahme nicht etwa zur Befriedigung gemeiner Habsucht diente, sondern sie mußte die Mittel gewähren, die ungeheuern Ausgaben bestreiten zu helfen, welche die Gesamtleitung aller Anstalten überhaupt, im Besondern dann die kostspieligen landwirthschaftlichen Versuche jeder Art und die Opfer für die Armenenerziehung erforderten. Seine wiederholten, vergeblichen Versuche, die Regierungsbehörden zu vermögen, die Hofwyler Anstalten zu übernehmen, entsprangen mehr aus dem natürlichen Wunsche, das Werk seines Lebens in der Zukunft erhalten zu sehen, als aus ökonomischer Verlegenheit, was sein beträchtliches Erbe bestätigte. Die in seinem Hause geübte, weise aber stets bereite Wohlthätigkeit hätte überdieß ein mißgünstiges Urtheil in dieser Beziehung hindern sollen. Ungeachtet seines selbstherrlichen Wesens fanden sich in ihm auch acht republikanische Tugenden, — namentlich große Mäßigkeit in Betreff der Lebensgenüsse, überraschende Einfachheit in seiner ganzen Lebensweise, unerschrockener Freimuth.

Fellenbergs Ruhm gewann nicht durch seine Betheiligung am politischen Leben. Er liebte sein Vaterland, hatte ein warmes Gefühl für die Größe der heimischen Natur und Geschichte, und begrüßte mit seinem Beifalle jeden Rathschluß und jede That, welche ihm die materiellen und geistigen Interessen desselben zu fördern schienen; zugleich aber lag seiner Lebensthätigkeit eine solche kosmopolitisch-philantropische Richtung zu Grunde, daß der bernische Rathssaal für seine Ideen zu enge war. Im Allgemeinen war sein Standpunkt der Liberalismus, wie er viele ausgezeichnete Männer in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts beseelte, und der freilich bei einem solchen Charakter oft in sehr eigenthümlicher Weise hervortreten mußte. Ohne Zweifel lag aber seinem Anschlusse an den Radikalismus auch eine gewisse Berechnung zu Grunde; mit Hülfe demokratischer Formen konnte er seine persönliche Bedeutung steigern. Von der Sucht nach Popularität war er nicht frei; er hatte wie viele despotische Naturen einen demagogischen Beisatz. Die oft polternde Weise seiner Deklamation war auf Effekt berechnet; persönliche Ausfälle

im Rathe erlaubte er sich jedoch nie. Da er aber kein Parteimann von gewöhnlicher Form war, hingegen zur Opposition geneigt, und immer eine unabhängige Stellung einzunehmen suchte, so gerieth er oft unter das Kreuzfeuer der streitenden Parteien, wobei er, von einzelnen Kollegen bisweilen kleinlich angegriffen, viel Selbstbeherrschung an den Tag legte. Wie er schon im bürgerlichen Leben Mühe hatte, bestehende Formen in ihrer objektiven Gültigkeit anzuerkennen und zum Beispiel in Rechtsverhältnissen der subjektiven Auslegung, dem Geiste vor dem Buchstaben vorwiegende Berechtigung zollte, für seine Anwälte ein unbequemer Klient war, so vermochte er auch über staatliche Verhältnisse sich oft keine klare Anschauung zu verschaffen, weil er sich nicht zu einer streng objektiven Auffassung zu erheben wußte. Daraus ergibt sich von selbst, daß er, den es so schwer ankam, sich seiner Subjektivität zu entäußern, kein Geschick besaß, eine große, in den Formen eines detaillirten Reglementes sich bewegende Versammlung zu leiten; die Routine formeller Geschäftsbehandlung ging ihm ab; zudem hatte er nicht die Natur, um bei schwerfälliger Berathung und ihm fernliegenden Fragen von rein administrativer Hausmannskost Tagelang ruhig auf dem Präsidentenstuhl auszuharren. So erklärt sich leicht, daß er so schnell der Würde eines Landammanns entsagte, welchen Schritt er in seinem Entlassungsschreiben freilich nur durch seine vielen häuslichen Obliegenheiten begründete. Als Redner übte er wenig Einfluß und doch besaß er beneidenswerthe Vorzüge für ein öffentliches Auftreten. Seine äußere Erscheinung, eine gedrungene Gestalt von gebieterischer Haltung, der hohe Ernst auf seiner gewölbten Stirne, die Silberhaare, die ausgezeichnete Gesichtsbildung, die an Göthe und Napoleon zugleich erinnerte, die blizenden Augen, der gewaltige, vollkräftige Ton seiner Stimme, — eine solche Persönlichkeit mußte fesseln; und doch war der Erfolg seiner Reden gering. Er sprach fließend, feurig, aber, wie in seinen Flugschriften und Zeitungsartikeln (schweiz. Beobachter), meist zu abstrakt, in's Schwülstige übergehend, in ungewöhnlichen Ausdrücken; er war zu wortreich, oft

in verworrener und unklarer Darstellung leicht abschweifend, wortgewandt aber nicht sprachgewandt; sein pathetischer, auf das Hinreißen der Gefühle der Menge berechneter Vortrag hatte selten die gewünschte Wirkung. Ueberdieß betheiligte er sich zu häufig an der Berathung und benutzte sie zu oft zur Anbringung seiner „kulturpolitischen“ Ideen, als daß er auf eine Versammlung, die überwiegend an Fragen von rein lokalem oder einem Parteiinteresse größern Geschmaç fand, sich den Einfluß verschaffen konnte, den nur der erlangt, der seltener auftritt und als Mann des Augenblicks, von solchem Standpunkte aus, die Fragen aufzufassen versteht.

So war Fellenberg, der Gründer einer Staatspädagogik, indem er sich nicht wie Pestalozzi mit der guten Erziehung des Individuums als Menschen begnügte, sondern dasselbe auch als Staatsbürger in's Auge faßte, — der Mann, welcher zuerst den Werth der Landwirthschaft als Bildungselement erkannte, und die Anstalten für Armenenerziehung in's Leben rief.

Kurz, aber nicht ohne Wahrheit lautete über seinen Charakter folgendes Urtheil: „Fellenberg war ein Aristokrat in seinem Privatleben, Demokrat im Rathe, liberal mit Fremden, Despot gegen seine Gehülfen, die er als Werkzeuge benutzte, radikal im Zweck, konservativ in den Mitteln, ein reicher Stoff zu einem großen Manne, der doch so still gelebt, so still von dannen ging.“ (Solothurnerblatt.) Was er aber der Menschheit war, sagen die Worte einer andern Schilderung: „Was in Weltkreisen von ihm fortlebt, trägt keine Spur seiner persönlichen Fehler; und wenn auch die Liebe, die Pestalozzi's Andenken feiert, an seinem Grabe wenige Thränen weint, so schlagen doch tausend Herzen geretteter Menschen, die durch ihn dem Drucke der Noth und den Gefahren der Armuth entgangen sind, in aufrichtigem Danke dem Gründer und Aufbauer der Armenschulen, und jeder rationelle Landwirth segnet in von Fellenberg sein unerreichtes Vorbild.“

In den Nachträgen zur ersten Abtheilung (siehe oben die Einleitung) soll später ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller

Schriften und Aufsätze über Fellenberg und Hofwyl gegeben werden; vorläufig im Anschlusse an die früher genannten Quellen noch folgende. Man vgl. die vielen Schriften über Pestalozzi, soweit sie sein Verhältniß zu Fellenberg betreffen, und die größern schweizerischen und bernischen Zeitungen, welche vor 1830 sich ebenso häufig mit seiner Landwirthschaft und seinen Erziehungsanstalten beschäftigten, als seither nun mit seinem politischen Auftreten. Nekrologische Notizen in der Allg. Schweizerzeitung 1844. Bern. Nr. 141, 147. Schweiz. Beobachter 1844. Bern. Nr. 141, 143, 147. Neue Zürcher-Zeitung, 1844. Nr. 328, 344 (besonders über das Begräbniß). Nekrolog von W. S (amm) in der Allgem. Zeitung; Augsburg 1844. Beil. 332; vergl. noch 331. Dieser Nekrolog hauptsächlich ist in demjenigen des Neuen Nekrologs der Deutschen, Jahrg. 1844. S. 746–753 benutzt und bildet die Grundlage zu dem ausführlicheren Lebensbilde Hamms (1845). — Fueter, Versuch einer Darstellung des neuern Bestandes der Naturwissenschaften im Kanton Bern. 1828. S. 22–24. — Stapfer, histoire et description de la ville de Berne. Paris. 1835. 4. p. 75. Bern wie es ist. Von Eugen von St. Alban (Balzamus). Leipzig 1835. Bd. I. 44. 45. 76–78. Bd. II. 23–24. 99 u. f. 129 u. f. S. Escher, polit. Annalen der eidg. Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834, 1835 u. 1836. Zürich 1838–39. 2 Bde. (6. und 7. Bd. von Müller Friedbergs Schweiz. Annalen). Etudes sur le canton de Berne; fragments par X. Péquignot, ancien landammann, 1re partie 1847. Berne p. 14–16. Leben und Briefwechsel von A. Kengger, Minister u. s. w. I. Bd. 1847. Zürich. S. 4–8. 143–147. 165 u. a. a. D. Allg. Realencyklopädie oder Konversations-Lexikon für das kathol. Deutschland. Regensburg. 1847. Bd. IV. Art. „Fellenberg.“ Von Tillier Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte u. s. w. Bern 1845. Bd. I. 298–99. 1846. Bd. II. 163–64. 167–69. 191–92. 275–78. Desselben Geschichte der sogen. Restaurationsepoche u. s. w. Zürich 1850. Bd. III. 35–36; und seine Geschichte während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts u. s. w. Bern 1854. Bd. I. 28. 99. Bd. II. 136. 210–211. — Fellenbergs Vorträge im Verfassungsrathe und im großen Rathe stehen in den gedruckten Verhandlungen dieser Behörden.

Samuel Gottlieb Hünerwadel, von Lenzburg und Bern,

Dr. und Prof. der Theologie und Pfarrer an der Heil. Geistkirche
zu Bern, geb. d. 31. Januar 1771, gest. d. 6. Dez. 1848.

Nach dem Besuche der Schule in seiner ersten Vaterstadt kam er im 13. Jahre nach Bern, wo er die Akademie durchlief, während seiner Studienzeit in zwei Familien die Stelle eines Hauslehrers versah, zuletzt im Hause des nachmaligen Schultheißen Freudenreich, und gleichwohl 1793 das theologische Kandidatenexamen mit Auszeichnung bestand. Bei dem denkwürdigen Brande des alten Münzgebäudes neben dem Rathhause verlor er einen Theil seiner Bücher und Habseligkeiten, da er gerade damals dasselbe bewohnte. Seine gelehrte Bildung vervollständigte er auf den Universitäten Tübingen und Göttingen und wurde dann 1797 Vikar seines Vaters in Bätterkinden, wo er in den Revolutionstagen von 1798 durch persönlichen Muth das Dorf vor der Gefahr der Einäscherung durch die Franzosen rettete. Im Jahr 1802 wurde er Pfarrer in Zofingen, von wo er im Frühjahr 1809 dem an ihn ergangenen Rufe als Professor der systematischen und historischen Theologie an der reorganisirten Akademie in Bern folgte; seine akademische Wirksamkeit, während welcher er zweimal Prorektor war und oft als Dekan der theologischen Fakultät vorstand, dauerte fast 25 Jahre, sodaß ein großer Theil der noch lebenden bernischen Geistlichen zu seinen Schülern gehört. Aber auch außer seiner Lehrthätigkeit, welche noch das Amt eines Religionslehrers am Gymnasium und die Ertheilung eines aus den gebildeten Ständen zahlreich besuchten Konfirmandenunterrichtes umfaßte, war er eifrig auf Förderung der wirklichen Interessen bedacht. Als Professor der Theologie war er auch Mitglied des 1834 aufgelösten Kirchenkonvents. Von 1816—1831 *) war er mit kurzer Unterbrechung Mitglied des Kirchen- und Schulrathes, in welcher Eigenschaft er den hauptsächlichsten Antheil an der Umarbeitung der

*) Nicht von 1813 an, wie es in der Rückerinnerung steht.

Predigerordnung hatte (1824), die Anordnungen zum Reformationsteste (1828) treffen half, zu dessen Feier er die Festkantate und ein Lied dichtete, auch in lateinischer Sprache die akademische Festabhandlung „über die symbolischen Bücher“ verfaßte. Bei diesem Anlasse ernannte ihn die Universität von Basel zum Doktor der Theologie. Als Mitglied der Synode, in welche er seit ihrer Einführung (1832) bis zu seinem Tode von seinen Amtsbrüdern immer von Neuem gewählt wurde, kam er auch in die Kommission, welcher die Bearbeitung einer neuen Liturgie oblag. Größtentheils sein Werk ist die von der Bibelgesellschaft im J. 1820 unternommene Ausgabe der in der bernischen Landeskirche gebräuchlichen Biscatorischen Bibelübersetzung. Er war eines der thätigsten Mitglieder dieser Gesellschaft, in deren Komite er gleich nach dem Antritte seiner Professur eintrat; von 1830—1846 stand er derselben als Präsident vor und hielt als solcher bei der öffentlichen Jahresversammlung den jeweilen in deren Verhandlungen abgedruckten Jahresbericht. Von Anfang an war er auch Mitglied der 1810 eingesetzten Censurkommission gewesen, deren Berichtigungen durch die Verfassung von 1831 ihr Ende erreichten, nachdem sie durch die öffentliche Meinung manchen Angriff zu bestehen gehabt hatte.

Als die Umgestaltung der Akademie in die Hochschule bevorstand, resignirte er und übernahm (1833) als Nachfolger von Professor Luz die Pfarrstelle an der Heiligen Geistkirche. Mit großer Hingebung widmete er sich nun der geistlichen Praxis, besonders der Armenpflege; auch die städtische Primarschulkommission erfreute sich seiner einsichtigen Mitwirkung. So war er bis in sein 78stes Lebensjahr unausgesetzt thätig mit ängstlicher Pflichttreue.

Hünernwadel besaß eine gründliche Gelehrsamkeit, die Frucht rastlosen Fleißes und eines außerordentlichen Gedächtnisses; ihre Grundlage war eine ausgezeichnete Kenntniß der heiligen Schrift. Seine theologische Richtung war die der sogenannten Tübinger Schule (Storr, Flatt, Bengel seine Lehrer), die bei unerschütterlichem Offenbarungsglauben

auch die Berechtigung der kritischen Forschung anerkannte. Noch als Greis strebte er seine wissenschaftliche Ausbildung sorgfältig zu fördern, wie er denn im Predigervereine der Stadt Bern eines der fleißigsten Mitglieder war und überraschende Bekanntschaft selbst mit der neuesten theologischen Literatur an den Tag legte. In der Philologie, Theologie und Geschichte, besonders der Kirchengeschichte, war er gleich sehr bewandert; die lateinische Sprache handhabte er in mündlichem wie schriftlichem Vortrage meisterhaft. Er war auch ein großer Freund und Kenner der bildenden Künste, seiner Zeit ein eifriges Mitglied der Künstlergesellschaft und betrieb selbst früher in Mußestunden die Landschaftsmalerei. Eine Anzahl gedruckter Gedichte in den Alpenrosen und bei festlichen Anlässen gibt von seiner poetischen Begabung Zeugniß, welche Ernst und heitere Laune mit gleicher Gewandtheit, Innigkeit und Anmuth behandelte. Alles schroffe Auftreten in der Wissenschaft wie im Leben war seiner Natur zuwider. „In Sachen des Glaubens äußerst ängstlich, war er im Leben sehr human, strenge gegen sich, milde gegen Andere.“ Eine seltene Bescheidenheit und Demuth zierten den ehrwürdigen Mann, dessen im Umgange zu Tage tretende Schüchternheit und Befangenheit den geistig so hoch stehenden Mann nicht gleich erkennen ließen. — Im Jahr 1816 hatte er das Bürgerrecht der Stadt Bern erworben. — Hünerwadel war ein Muster von Gewissenhaftigkeit, eines heitern, frommen Sinnes, der sich in den Tagen seiner langwierigen und schmerzvollen Krankheit zu erhebender, christlicher Ergebung verklärte. Seine schriftstellerische Thätigkeit als Theologe beschränkte sich auf einzelne gedruckte Predigten und einige Abhandlungen in der Tübinger theolog. Zeitschrift und im literarischen Archive der Berner Akademie, in welchem auch seine Prorektoratsreden abgedruckt wurden.

Vgl. Ein Wort der Rück Erinnerung an den selig verstorbenen Hrn. Dr. S. G. Hünerwadel u. in Bern. 1848. S. 12 (von Prof. R. Wyß). — Kirchenblatt für die reformirte Schweiz, von Hagenbach. 1848. Nr. 25. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1849. S. 44–46 (von Pfarrer Fiala), wo irrthümlich sein Taufstag als Geburtstag angegeben ist. — Nachricht von

der zehnten Jahresfeier der Bibel- und Missionsgesellschaft in Bern. 1849. S. 22 und 23 (von Archidiacon Baggesen).

Ludwig Kohler, von Nidau,

Pfarrer zu Worb,

geboren 31. März 1791, gestorben 6. August 1841.

Kohler studirte auf der Akademie zu Bern Theologie und wurde 1810 in's Ministerium aufgenommen. Nach mehrjährigem Vikariatsdienste wurde ihm 1816 die neuerrichtete reformirte Pfarrei in der Stadt Bruntrut übertragen, weil man in seine Thätigkeit und sein mildes und doch festes, ernstes Wesen das Zutrauen setzte, daß diese Eigenschaften der schwierigen Aufgabe gewachsen sein werden. Drei Jahre später erhielt er die damalige Kollaturpfarre Worb, wo er nun bis zu seinem Hinschiede der großen Gemeinde als ein vortrefflicher Prediger, eifriger Seelsorger und kenntnißreicher Beförderer einer wahren christlichen Schulbildung vorstand. Die Landesbehörde wählte ihn aus Rücksicht auf solche Vorzüge 1832 in die große Schulkommission, welche ein Primarschulgesetz zu entwerfen hatte, und in die evangelische Kirchenkommission. Seine Kollegen ehrten in ihm einen treuen, vielseitig gebildeten, durch Würdigkeit des Charakters ausgezeichneten Amtsbruder und zollten ihre Anerkennung seiner Verdienste durch seine wiederholte Wahl in die Kirchensynode, in dieser selbst 1836 zum Synodalsprediger, und in seinem Todesjahre noch durch seine Ernennung zum Präsidenten des Kantonalpastoralvereins. Er war einer der ersten Stifter und thätigsten Glieder der Pastoralvereine gewesen und hatte wesentlich dazu beigetragen, die einzelnen Vereine zu einem Kantonalvereine zu verbinden und den Anschluß an die schweizerische Predigergesellschaft zu bewirken. Kohler machte sich auch in weitem Kreise durch zwei kleinere Druckschriften bekannt, zuerst durch seine zur Feier des Reformationsfestes 1828 erschienene gediegene Volksschrift „die reformirte und die römisch-katholische Lehre in ihren Abweichungen vergleichend

zusammengestellt" und dann durch seine „Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu," Bern 1832.

Vgl. Allgemeine Schweizerzeitung. Bern 1841. Nr. 96. (Sibi wahrscheinlich auf die irrige Angabe des gedruckten Verzeichnisses der bernischen Geistlichen gestützt unrichtig den 29. März als Geburtstag an.)

Samuel Lehmann, von Langnau und Bern,

Arzt und Wundarzt,

geboren im Januar 1769, gestorben 29. Sept. 1837 *).

Sein Vater, ein angesehener und mäßig bemittelter Landmann, Schaffner des damaligen Oberamts Trachselwald, ließ Samuel bis ins dreizehnte Altersjahr die Dorfschule in Langnau besuchen und war überhaupt auf möglichste geistige Befähigung desselben sorgsam bedacht. Früh, ohne Zweifel durch das Beispiel und die Erfolge des damals weithin in Europa berühmten Michel Schüppach, des médecin des Alpes, bewogen, wendete er sich der Arzneikunde zu. Nach damaliger Vorschrift mußte Lehmann vor Allem seine Lernzeit in diesem Berufe bei einem Praktikus machen und kam daher 1781 zu Meister Tschudi, seinem Vetter, in Hölstein, K. Baselland, bei welchem er bis 1784 verweilte unter abwechselnder Beschäftigung, bald als Krankenbesorger, bald als Gehülfe im Stall oder auf dem Felde, oder in der Apotheke. Während dieser Zeit war er von der Barbier- und Wundarzneykunst zum goldenen Sternen in Basel ledig gesprochen worden; der ausgestellte Lehrbrief gab ihm das Zeugniß rühmlichen Fleißes und wohlervorbener Kenntnisse. Hierauf mußte er die übliche Wanderschaft antreten und kam zuerst in Kirchberg, dann in Peterlingen zu Chirurgen in „Kondition;" bei beiden Meistern fand er lobende Anerkennung. Er besaß nun die handwerksmäßige Bildung, wie sie die meisten Landärzte hatten,

*) Lehmann gehört dem Todesjahre nach in die erste Abtheilung, wird aber hier aufgenommen, weil der benutzte Nekrolog erst seit 1840 veröffentlicht wurde.

eine gewisse Routine, praktische Erfahrung. Damit gab sich aber Lehmann nicht zufrieden; er strebte nach einer wissenschaftlichen Erfassung seines Berufes und wandte sich daher nach Zürich, wo er am 12. Dezember 1787 als Studiosus des medizinisch-chirurgischen Institutes immatrikulirt wurde. Die verdienten Gelehrten Römer, Usteri, Meyer, Rahn u. A. waren seine Lehrer, und Fleiß und Betragen fanden ihren ungetheilten Beifall. Im Frühling 1789 heimgekehrt bestand er im Oktober vor dem „Obmann und sämtlicher Societät der Schnitt- und Wundarzneykunst hochlöblicher Stadt Bern“ das Examen zur allgemeinen Zufriedenheit und wurde zu einem „ehr- und redlichen Schnitt- und Wundarzt passirt“ und in der Societät äußeres Meisterpassationenbuch eingeschrieben. Er nahm seinen Wohnsitz in seinem Heimort. Wahrscheinlich ebenfalls in Nachahmung von Michel Schüppach begann er im dritten Jahre seiner Praxis die regelmäßige Führung eines sorgfältig abgefaßten Krankenjournal, welches bei seinem Tode 20 dicke Folioebände zählte und ein Beleg war, daß er seinen Beruf als ein denkender Arzt und nicht dem üblichen Herkommen gemäß, ausübte. Sein Tagebuch liefert den Beweis, wie es ihm bei höchst mangelhafter Vorbildung und der kurzen Studienzeit in Zürich durch ungewöhnlich treue Benützung der Zeit und bewundernswerthen Fleiß gelingen konnte, wie seine allgemeine Bildung so auch seine ärztliche Tüchtigkeit auf überraschende Weise auf eine höhere Stufe zu bringen. — Im Jahre 1792 erhielt er zu seinem frühern Patente vom Sanitätsrathe noch das Patent als Arzt und Wundarzt. Die Revolution von 1798 unterbrach seine friedliche aber in dem ausgedehnten, bergigen Emmenthale beschwerliche Praxis.

Wie schon früher bei mehreren Truppenaufgeboten, so mußte er auch beim Herandrängen der Franzosen ins Feld ziehen. In den entscheidenden Märztagen wurde er auf dem Wege von Laupen nach Bern, wohin er einen Transport Verwundeter begleitete, von den Franzosen größtentheils ausgeplündert. Nach der Einnahme der Stadt Bern war er noch lange in der in ein Militärspital umgewan-

delten Insel (Kantonsspitals) thätig. Als ein den Extremen abholder Charakter hatte sein humaner Sinn in den darauf folgenden kritischen Zeiten Manches zu überwinden. Neben unsäglichem Drucke brachte aber die Umwälzung auch manche Anregung; verdeckte Schäden traten hervor und erregten die Aufmerksamkeit zu ihrer Bekämpfung. So wandte auch Lehmann sein Nachdenken dem Schul- und Armenwesen zu, theilte seine Gedanken in einem Schreiben der von Usteri präsidierten, manche hervorragende Mitglieder zählenden literarischen Gesellschaft in Luzern mit und entwickelte in solchem Geiste in Langnau eine wohlgemeinte Thätigkeit. Er gründete zum Austausch gemeinnütziger Ideen und zur Beförderung geistigen Verkehrs eine Sonntagsgesellschaft, half eine Privatschule ins Leben rufen und wirkte, soweit seine Praxis es gestattete, belebend und anregend unter seinen Mitbürgern, die in Anerkennung seines Strebens ihn als „emmenthalischen Deputirten“ an die Kantonsversammlung sandten (1801). Allein da er die „goldene Mittelstraße“ zu wandeln sich bemühte, so galt er bei den Einen für einen „Aristokraten und Städter,“ bei den Andern für einen „Franzosenfreund und Patrioten.“ Undank blieb auch für ihn nicht aus. Schmerzliche Herzerfahrungen, Unmuth und vorzüglich auch Sorge für die Lage des Alters, ökonomische Gründe bewogen ihn, seine Heimat zu verlassen, wo bei vieler Konkurrenz und geringer Bezahlung keine erheblichen Ersparnisse möglich waren. Im November 1802 ließ er sich im Schlosse Muri nieder; von der Nähe Berns hoffte er auch für seine geistigen Bedürfnisse die gewünschte Nahrung. Seinen bedeutenden Ruf, den er sich rasch erwarb, verdankte er besonders seiner Thätigkeit als Irrenarzt. Als solcher war er Somatiker, das heißt, er sah das Irresein als Reflex von körperlichen Störungen an, richtete seine Behandlung in diesem Sinne ein, ohne die psychologische auszuschließen. Ueber anderthalbhundert irre Hauspatienten hat er behandelt; seine freundliche Pflege, die schöne Lage und besonders seine glücklichen Kuren zogen ihm selbst aus fernen Schweizergegenden Kranke herbei, die seine Pflege suchten. Dadurch wuchs

sein persönliches Ansehen und sein Wohlstand. — Im Jahre 1813 ließ er sich in das Bürgerrecht der Stadt Bern aufnehmen.

Welchen Werth Lehmann auf wissenschaftliche Fortbildung und auf Hebung des ärztlichen Standes legte, ersieht man, daß vorzüglich auf seine Bemühung hin die medizinisch-chirurgische Gesellschaft gegründet wurde, bei deren Konstituierung am 9. Okt. 1809 in Burgdorf Lehmann den Vorsitz führte und eine nachher im Druck erschienene Rede hielt. In Anerkennung seiner Verdienste ward ihm am 25jährigen Stiftungsfeste dieses Vereines von seinen Kollegen ein silberner Pokal überreicht. Sein reges, geistiges Streben bewies er noch durch ein Vermächtniß zu Handen dieser Gesellschaft für Ausschreibung von Preisfragen. — Welch wohlwollender Menschenfreund er war, zeigten außer seinem täglichen Wirken auch Vergabungen zu Gunsten wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten. Schweren häuslichen Kummer verursachte ihm der Verlust seiner Gattin und dreier Söhne mitten in seinem thätigen Berufsleben; er fühlte sich um so vereinzelter, je empfänglicher er für die Freuden des Familienlebens war. Da rief ihn mit wohlthuender Rückwirkung auf seine trübe Gemüthsstimmung die Bewegung von 1830 nach dreißigjähriger Unterbrechung wieder auf den öffentlichen Schauplatz, indem ihn die Landgemeinden des Amtes Bern 1831 in den neuen großen Rath wählten. Die Regierung ernannte ihn dann zum Mitgliede der Insel- und Außerkrankenhausdirektion, wo er, wie auch als Mitglied der gemeinnützigen Gesellschaft, für Menschenwohl redlich sich bemühte. Er starb geachtet von seinen Mitbürgern, die ihn als einen „guten Bürger, wahren Menschenfreund und Arzt im schönsten Sinne des Wortes“ ehrten, der durch gewissenhafte Pflichterfüllung und rastloses Streben aus einer untergeordneten gesellschaftlichen Stellung rühmlich sich emporgeschwungen hatte.

Vgl. „Nekrolog des S. Lehmann, Dr. Med. et Chir., praktischem Arzte zu Muri, in der Schweizerischen Zeitschrift für Medizin, Chirurgie u. s. w. 1ster Jahrg. Bern 1842. S. 330—36.

356—364. (von Dr. Lehmann, Regierungsrath). — S. J. Hermann, Eröffnungsrede, gehalten in der Hauptversammlung der medicinisch-chirurg. Gesellschaft des K. Bern u. s. w. 1835. S. 6 u. f. 19. 20.

Bartholomäus Leuch, von Walzenhausen im K. Appenzell und Bern,

Doktor der Medizin und Chirurgie, Wundarzt am Inselspital in Bern,
geboren 23. März 1776, gestorben 12. Jan. 1842.

Sohn eines Rathsherrn von Appenzell außer Rhoden wurde Leuch in Walzenhausen geboren und erhielt in dem nahen Rheineck den Schulunterricht nach damaliger Weise. Nach dessen Beendigung trat er bei dem dortigen Arzte Luz in die „Lehre“ und nach drei Jahren kam er, 1796, nach Bern zum Chirurgen Gryff, nach wenigen Wochen aber zu Operator Isenschmid, Wundarzte am Inselspital. Die blutigen Märztage von 1798 verschafften ihm vielfache Gelegenheit zu praktischen Uebungen, welche er auch mit solchem Eifer benutzte, daß er im Juli mit bestem Erfolge eine medicinisch-chirurgische Prüfung vor dem Insekollegium, der damaligen Examinationsbehörde, bestand. Bis zum Frühjahr 1799 praktisirte er nun in seiner Heimat; dann begab er sich zur Erlernung der französischen Sprache nach Lausanne, zog im Herbst, nachdem die dortige Stadtbehörde vergeblich den hoffnungsvollen jungen Chirurgen zu behalten gesucht hatte, zu weiterer Ausbildung nach Paris, wo er die reichen Hülfsmittel eifrig benutzte und ein fleißiger Zuhörer der ersten Meister seiner Kunst war. Im Herbst 1800 kehrte er nach Bern zurück, wo er wieder von Operator Isenschmid als Gehülfe während zwei und einem halben Jahre angestellt wurde. Er wirkte auch als Prosessor bei der freiwilligen medicinischen Gesellschaft und Lehranstalt mit, die 1799 von Bizius, Schiferli und andern gemeinnützigen Medizinalpersonen gestiftet erst mit der Reorganisation der Akademie im J. 1805 sich auflöste. Seine Fähigkeit verschaffte ihm 1803 zuerst die Stellvertretung des Inseiwundarztes Brunner und nach seinem

Tode (1805) dessen Stelle, wurde aber erst 1815 definitiv zweiter Wundarzt, da sich so lange die Reformen in den Einrichtungen dieses Krankenhauses verzögert hatten. Später der Erneuerungswahl unterworfen, erhielt er zweimal eine ehrenvolle Bestätigung.

Nachdem ihm der Sanitätsrath 1805, gestützt auf die frühere Prüfung, das Patent als Arzt und Wundarzt ertheilt hatte, und er durch Verehelichung noch mehr an Bern gekettet worden war, fesselte ihn für immer an die neue Heimat die Erwerbung des bernischen Stadtbürgerrechts im J. 1807. — Hatte er auch schwere Schicksalsschläge zu erleiden, indem der Tod mehrere der Seinigen von seiner Seite riß, nicht ohne Einfluß auf seine Gesundheit, so erfreute er sich doch im Ganzen eines glücklichen Lebens, da ihm für sein gesegnetes Wirken in ausgezeichnetem Maße die dankbare Anerkennung und achtungsvolles Vertrauen zu Theil wurde. Vorzüglich als Arzt und Geburtshelfer entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit. Tagreisen weit mußte er nicht selten mit Rath oder That in schwierigen Fällen zu Hülfe eilen, so daß es nicht auffallen kann, daß ihm durch mehrere englische, sehr vornehme Familien ein Antrag auf Uebersiedlung nach London gemacht wurde, welchen ehrenvollen Ruf er aber ablehnte, — und daß er 1835 bei der Stiftungsfeier der Hochschule das Ehrendiplom eines Doktors der Medizin und Chirurgie erhielt.

Die große Berufsanstrengung hatte allmählig seine Kräfte erschüttert, der Hinscheid seiner Gattin hatte dazu mitgewirkt; da traf ihn der Unfall, daß er am 6. März 1840 von einem vorbeifahrenden Fuhrwerke so heftig gestoßen und mit dem Kopfe auf das Straßenpflaster hingeworfen wurde, daß eine heftige Gehirnerschütterung erfolgte, deren Folgen weder der Aufenthalt in Pfäfers noch auf seiner Alpe im Emmenthal zu heilen vermochte. Während er immer noch möglichst seine Berufspflichten erfüllte, griff das Uebel innerlich um sich, bis er zuletzt erlag.

Reuch verdankte seinen großen Kredit theils seinen Talenten, theils seinem Charakter. Zu einem einfachen, männlich festen, unnütze Worte vermeidenden, besonnenen Wesen, das

sich in seinen ernsten Zügen abspiegelte, welchen aber ein wohlwollender Ausdruck nicht fehlte, gesellte sich wie ein klarer, scharfer Verstand so auch ein fester Wille und ein redlicher, gemüthlicher Sinn. Er war pflichttreu, Armen und Wohlhabenden gleich zugänglich, gegen jene uneigennützig. — Er war ein entschieden praktischer Arzt. Mangelte ihm gelehrte Schulbildung, war er nach dem Ausspruche eines seiner Freunde einem „ungeschliffenen Diamanten“ zu vergleichen, so suchte er hingegen jederzeit, soweit es die große Praxis gestattete, mit den Fortschritten seiner Kunst vertraut zu werden, wobei ihm sein vorzügliches Gedächtniß sehr zu statten kam. Auf Einfachheit, Reinlichkeit und Ordnung richtete er in seiner Krankenbehandlung ein Hauptaugenmerk. Humanität und Entschiedenheit ergänzten sich auf wohlthätige Weise; Geistesgegenwart, richtiger Blick, Sicherheit, Entschlossenheit und Sorgfalt leiteten seine Operationen und errangen ihm eine solche Meisterschaft, daß ein kompetenter Kollege das Urtheil fällen konnte, Leuch dürfte als genialer Chirurg den ersten Wundärzten seiner Zeit an die Seite gestellt werden. — Was er nur allein in seiner 39jährigen Wirksamkeit am Inselspital geleistet hat, ist zu ermessen, wenn in der letzten Hälfte seiner Anstellung jährlich mehr als 270 Kranke seiner Besorgung anheimfielen. — Tausende verdankten ihm Heilung und Leben. Auch die ausschließliche Leitung der Gebäranstalt war ihm anvertraut.

Als heilsame Zerstreuung von den Beschwerden des Berufes dienten ihm außer den geselligen Genüssen seiner Familie und Freunde, wiederholte Reisen in seine erste Heimat und der Besuch der Schießübungen der Reismusketen-schützengesellschaft, die er 1807 angenommen hatte. Manche Preise erinnerten an seine Fertigkeit in dieser Waffe und manche Erinnerungen an mitgefeierte Schützenfeste erheiterten sein vielgeschäftiges Leben.

Mit Leuch verlor Bern einen vorzüglichen Chirurgen von selbstkräftiger Originalität, der, keiner Methode ausschließlich huldigend, gewöhnlich seine eigene Bahn ging, meist mit glücklichem Erfolge.

Vgl. Nekrolog des Hrn. Doktor B. Leuch in der Schweizerischen Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburts-

hülfe. Jahrg. 1842. S. 122--128 (von Dr. Benoit); auch besonders abgedruckt auf acht Seiten octav. — Intelligenzblatt für die Stadt Bern, 1842. Nr. 28. „Dem verewigten Dr. Leuch zum Andenten,“ welcher kurze Nachruf, auch aus der Feder von Dr. Benoit, in der Allgemeinen Schweizerzeitung. Bern 1842. Nr. 14 abgedruckt wurde:

Johann Ludwig Samuel Luz, von Bern,

Dr. und Prof. der Theologie an der Hochschule zu Bern,
getauft 9. Oct. 1785, gestorben 21. Sept. 1844 *).

Nachdem Luz schon im sechsten Altersjahr seinen Vater, den durch die Herausgabe der alten Oftermontagsumzüge bekannten Maler Luz verloren hatte, kam er aus seinen dürftigen häuslichen Verhältnissen hinweg als zehnjähriger Knabe, der die Literarschule besuchte, in das Waisenhaus seiner Vaterstadt, wo er, nach Baggesen, durch „Fleiß und einen festen, aufrichtigen Charakter,“ nach andern Nachrichten auch durch ungestümes Betragen sich hervorthat **). Nach damaliger Einrichtung besuchte er dann auch, immer noch Zögling des Waisenhauses, das Gymnasium und, da er sich für die theologische Laufbahn entschlossen hatte, nachher die Eloquenz, die unterste Stufe der Akademie zur Zeit ihres damaligen Bestandes ***).

*) In frühern Zeiten enthielt das kirchliche Register nur den Taufstag. Es war unmöglich, den Geburtstag von Luz zu ermitteln.

**) Hr. Rüetschi, Direktor des Progymnasiums, der mit Luz das Gymnasium besuchte, erzählte dem Verfasser, daß derselbe große Körperkraft besaß und ein „wilder Waisenhäusler“ ein Schrecken für die schwächern Mitschüler war. Die in der Gedächtnißrede von Baggesen erwähnte unverdiente Ungunst seines Lehrers, des Gymnasialarchen Wagner, sei dahin aufzufassen, daß dessen arger Pedantismus oft mit dem mehr als lebhaften Luz in Konflikt gerieth, so daß dieser einmal sogar auf dem Punkte stand, den Studien zu entsagen, wenn nicht ein Mitglied seiner Zunftbehörde ihn zum Ausharren ermuthigt hätte. Die Stetigkeit sei übrigens auch nicht immer ein Vorzug seines Fleißes gewesen. In der Akademie habe dann sein Wesen angefangen eine gesammeltere ruhigere Stimmung anzunehmen.

***) Er hatte es vorzüglich der kräftigen Verwendung von Pfarrer Wytttenbach zu verdanken, daß er, der Mittellose, von

Als er nach erfolgter Konfirmation 1801 aus dem Waisenhause trat, nahm ihn, obschon ebenfalls unbemittelt, seine treffliche Großmutter väterlicher Seite zu sich und sorgte mit mütterlicher Treue für den verwaisten Pflegesohn. Später in die höhern Abtheilungen der Akademie vorgerückt, zeichnete er sich jederzeit durch eisernen Fleiß aus, welchen ein vorzügliches Gedächtniß unterstützte, so daß er nicht nur als der erste Studentennamen, sondern auch als der Erste seiner Promotion im Protokolle der theologischen Fakultät der 1805 reorganisirten Akademie erschien und 1808 mit Auszeichnung das Kandidatenexamen bestand. Und doch war er durch seine beengte ökonomische Lage genöthigt gewesen, während seiner Studienzeit zuerst eine Hauslehrerstelle im Hause des Hrn. von Erlach von, Spiez und später diejenige eines Elementarlehrers zu übernehmen. Ein Jahr nach seiner Aufnahme ins Ministerium verschaffte ihm ein akademisches Reisestipendium die Mittel, zu seiner weitem Ausbildung deutsche Universitäten zu besuchen. Er wählte Tübingen, wo er ein Jahr lang den gediegenen Unterricht des jüngern Bengel, der beiden Flatt und besonders des großen Orientalisten, des Kanzlers Sch n u r r e r genoß, dessen anregungsvolle Persönlichkeit auf Luz tiefen und nachhaltigen Eindruck übte; hierauf zog er für ein Semester nach Göttingen. Luz, bereits trefflich vorgebildet und gereiften Geistes nach den deutschen Hochschulen abgegangen, nahm daher nach gewissenhaftester Benützung seines Aufenthaltes in der Fremde einen reichen Schatz philologisch-theologischer Bildung nach Hause. Bald fand er Gelegenheit in einem schönen Wirkungskreise den Reichthum seines Wissens fruchtbar zu machen, indem er 1812 zum Professor des Gymnasiums ernannt wurde, in welcher Stellung ihm der Unterricht in den alten Sprachen, auch im Hebräischen oblag, und womit überdieß das Rektorat über die Literarschule

der Zunftbehörde nicht zu einem Handwerke bestimmt wurde; vgl. die Biographie Wytttenbachs, von Prof. Wolf im Berner Taschenbuch. Jahrg. 1853. S. 126. Ob Luz wie sein Mitschüler Rüetschi, gerade „Schuhmacher“ werden sollte, ist ungewiß.

verbunden war. Mit großem Erfolge, der besonders in der wissenschaftlich anregenden Kraft und dem sittlich bestimmenden Einflusse seiner charaktervollen Persönlichkeit lag, wirkte der jugendkräftige Luz zwölf Jahre lang an dieser Anstalt *). Während dieser Zeit pflegte er seine gelehrte theologische Fortbildung mit unermüdlichem Eifer namentlich im exegetischen Fache und hielt auch, da das Institut der Privatdozenten damals nicht bestand, nur privatim zuweilen lernbegierigen Studenten einen Vortrag aus dem Gebiete der Bibelerklärung oder der Einleitung in dieselbe. Eine freundliche Episode aus seinem Verkehr mit Studirenden war seine Reise an das Reformationsfest in Zürich, das er in Gemeinschaft mit Professor Studer und einer Schaar Musensöhne im Jahr 1819 besuchte. Es war daher weder der Zweifel an seinem gründlichen Wissen, noch an seiner bereits erprobten Lehrgabe, daß er 1818 bei der Wiederbesetzung der erledigten Professur der Exegese übergangen wurde, sondern die Erklärung davon lag einerseits in der wissenschaftlich freien Richtung seiner theologischen Anschauung, dem idealen Schwunge, womit er als Lehrer auftrat, und in seiner, schmiegsamem Auftreten entgegenstehenden Offenheit, — Eigenschaften, die bei der herkömmlichen Auffassung der Stellung und des Wirkens eines akademischen Lehrers, zumal in der theologischen Sphäre, nicht ganz genehm sein konnten; andertheils mochte auch seine lebhafteste Theilnahme an dem Auftreten des 1816 ins Leben getretenen, der Regierung Opposition machenden Bürgerleistes wesentlich seiner Beförderung im Wege gestanden sein **). Diese Umstände waren

*) Hr. Prof. Immer, in dieser Zeit einer seiner Schüler, äußerte sich gegenüber dem Verfasser, wie unvergeßlich ihm z. B. die Begeisterung sei, mit welcher Luz, damals noch ein feuriger Anhänger Kants, den jugendlichen Gemüthern die Lichtseite der stoischen Philosophie auseinandersetzte; mit eigentlicher innerer Ergriffenheit habe der Lehrer seine Schüler hinzureißen gewußt.

**) Luz war unter der Abordnung, welche die mißvergnügten Stadtbürger zu dem Schultheißen von Mülinen sandten, um ihm ihre Beschwerden über die von der Regierung beabsichtigten Neuerungen in Betreff der Organisation der Stadtbehörden vorzutragen;

auch Ursache, daß er in seiner Stellung bei seinen Vorgesetzten nicht die verdiente Anerkennung fand, wohl aber auf Schwierigkeiten stieß, die einer ungehemmten Freudigkeit in der Erfüllung seines Berufes Eintrag thaten und ihn zuletzt veranlaßten einen andern, freiern Spielraum gewährenden Wirkungskreis zu wählen. Er erhielt 1824 die Pfarrstelle an der kleinen Landgemeinde Wynau. Mit gewissenhafter Treue lebte er seiner neuen Aufgabe; die sechs Jahre seines dortigen Stilllebens mit den Freuden häuslichen Glückes wurden eine reiche Segensquelle, wie für sein eigenes inneres Leben, so auch für seine wissenschaftliche Erkenntniß. Die seelsorgerische Praxis mit ihren Lebenserfahrungen von der Kraft der biblischen Wahrheit übte eine fruchtbringende Rückwirkung auf seine gelehrte Bildung aus, deren Pflege bei oft spärlichen Hülfsmitteln er sich in seinen Mußestunden aufs eifrigste angelegen sein ließ. Im Jahre 1830 wurde er zum Pfarrer an die Heiligengeistkirche in Bern gewählt und so in einen größern Wirkungskreis versetzt. Seine Predigtweise erfreute sich eines solchen Beifalls, namentlich unter den Gebildeten, daß nicht nur der sonntägliche Gottesdienst zahlreich besucht wurde, sondern auch seine Vorträge in der Woche, die vorzüglich der eigentlichen Bibelerklärung gewidmet waren, eine große Zuhörerschaft anzogen. Er pflegte die meisten kirchlichen Vorträge nur nach einer sorgfältigen Analyse zu halten, so daß sie den Charakter frischer, unmittelbarer Entwicklung voll geistigen Lebens erhielten. — Nur drei Jahre bekleidete er diese Pfarrstelle, denn 1833 wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie für das Bibelstudium (Exegese) an der Akademie ernannt, eine Stellung, worin er seine eigentliche Lebensaufgabe fand und auch sein großes Verdienst um die vaterländische Kirche sich erwarb. „Selten ist wohl ein akademischer Lehrer mit solcher Reife des Geistes in Wissenschaft und Leben in seinen Beruf eingetreten.

vergl. Tillier Geschichte der Restauration. Bd. II. 36 u. f. — Nach dem Tode von Luz gab der Burgerleut zum Zeichen seiner Verehrung eine erhebliche Beisteuer zu seinem Grabmale.

Da waren von Anfang an keine bloßen Versuche, keine unsichern Erprobungen; auf ein Mal trat der ganze Mann auf mit dem vollen Bewußtsein seiner Lebensaufgabe und der ihm verliehenen Kraft, wirklich beherrschend das ganze Gebiet, das ihm zu bearbeiten vorlag." Elf Jahre der angestrengtesten Berufstreue wirkte er nun in diesem Kreise, unterstützt von ausgezeichneten Kollegen, unter denen wir namentlich den verstorbenen Schneckenburger erwähnen. Seine ungewöhnliche Arbeitsthätigkeit und auch vielfache schwere Erschütterungen des Gemüthes hatten leider seine Lebenskraft allmählig aufgezehrt, sodaß er bei schwerer Erkrankung im Sommer 1844, bald nachdem er bei dem feierlichen Leichenbegängnisse des Schultheißen Tscharner die Leichenpredigt in der Münsterkirche gehalten, nach mehrmonatlichen Leiden zuletzt erlag, in seinem Wirkungskreise ein wirklich unersehbbarer Verlust. Unter großer Theilnahme der Behörden und Personen aller Stände feierte eine Gedächtnißpredigt im Münster den Hingeshiedenen, nachdem seine Hülle auf den Gottesacker hinausgeleitet worden war, wo sie unter feierlichem Grabgesange bestattet wurde.

War es allerdings seine Lehrart, wodurch er vorzüglich die ihm zukommende hohe Bedeutung begründete, so war seine Thätigkeit auch in andern Stellungen zum Besten der Kirche und der Wissenschaft eine einflußreiche Wirksamkeit. Schon im Februar 1831 wurde er in das Oberehegericht gewählt. Als der Verfassungsrath zusammentrat, wurde er ausersehen, die seiner Eröffnung vorangehende Predigt zu halten, welche damals schwierige Aufgabe er als Verkündiger des Friedens und der wahren Weisheit trefflich erfüllte. Im Winter desselben Jahres gelangte er durch das Zutrauen des großen Rathes in das in Folge der neuen Verfassung errichtete Erziehungsdepartement, verließ aber diese Behörde nach vollendeter Amtsdauer im Jahr 1837, da ihm eine geschäftliche, von seiner Hauptaufgabe mehr abliegende Thätigkeit nicht zusagte und alle seine Zeit lieber den Pflichten seines Lehramtes und etwa der damit in näherem Zusammenhange stehenden Kommissionen schenkte. In diesen Zeitraum fielen die Aufstellung einer

Kantonsynode für die reformirte Geistlichkeit, die Erweiterung der Akademie, deren letzter Rektor er war, zur Hochschule, an welcher er selber die gleiche Stellung erhielt, die er an jener eingenommen hatte, sogleich von seinen Kollegen zum Dekan seiner Fakultät erwählt, — die Erlassung eines neuen Schulgesetzes, die Errichtung der Lehrerseminarien in Münchenbuchsee und Bruntrut, — alles hochwichtige Organisationsarbeiten, an welchen Luz mit seiner tiefen Einsicht sehr wirksamen Antheil nahm. Drang auch seine jederzeit objektive Beurtheilung der Verhältnisse bei Gelegenheit nicht durch, so schreckte ihn diese Erfahrung von getreulicher Mitwirkung niemals ab. Bei der Gründung der Hochschule ward er zum Rektor erwählt, schlug aber die Wahl aus; die gleiche Ehre erwies ihm der Senat zwei Monate vor seinem Tode. Luz, bereits erkrankt, fand sich dadurch wieder zur Ablehnung veranlaßt.

Der Synode gehörte Luz seit ihrer Entstehung an; mehrmals ward er an das Präsidium berufen. Ebenso war er als theologischer Professor Mitglied des Kirchenkonvents bis zu seiner Auflösung (1834). Auch die Würde eines Dekans des Kapitels Bern bekleidete er die vier letzten Jahre seines Lebens. Er entzog sich diesen Bezeugungen eines ehrenvollen Zutrauens nicht, weil der Geschäftskreis in nahen Beziehungen zu seinem Wirken stand, überdies kein sehr zeitraubender war. Aus gleichen Gründen lehnte er es nicht ab, die Mitgliedschaft der evangelischen Kirchenkommission, der Inspektionskommission des Gymnasiums und des Komitees des unter seiner Mitwirkung gestifteten protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, ja sogar dessen Präsidium zu übernehmen, wobei er den Bestrebungen desselben die wärmste Theilnahme schenkte. — Daß ihm aber nicht nur die Sorge für das höhere Schulwesen, sondern auch für das Volksschulwesen am Herzen lag, bewies er durch die Annahme des Präsidiums sowohl der 1832 durch den großen Rath gewählten und bis 1838 (26. Febr.) dauernden kantonalen großen Schulkommission, deren Aufgabe die „Bearbeitung des Primarschulgesetzes“ war, als auch des

engern, zur Besorgung der laufenden Geschäfte niedergesetzten und vom Regierungsrathe ernannten Ausschusses.

Das Aeußere von Luz war ein getreuer Ausdruck seines geistigen Wesens. Die starke, gedrungene Gestalt entsprach der außerordentlichen Energie seines Geistes, der ächten, edlen Mannhaftigkeit seiner Gesinnung. Die schön sich wölbende Stirne ließ den Denker erkennen; in dem lebensvollen Auge spiegeln sich Geist und die hohe Milde ab, denn überraschend waren in dem Manne Ernst und liebliches Wesen gepaart. Der würdevolle, ernste Ausdruck seiner Physiognomie war gemildert durch die Freundlichkeit, welche, wie aus seinem Blicke so auch aus seinen sonst kräftigen Gesichtszügen sprach. Den gleichen Charakter trug auch der wohlklingende, kräftige Ton seiner Bassstimme. Sein Vortrag war ausgezeichnet; er war lebendig, fesselnd durch die Tiefe und Fülle der Gedanken, durch lichtvolle Klarheit, Frische der Darstellung und meisterhafte Dialektik. Seinem Auftreten ging die gewissenhafteste Vorbereitung voran; regelmäßig schloß er sich zu Hause ein, um ganz ungestört dem Studium dessen sich hingeben zu können, was ihn in der bevorstehenden Lehrstunde beschäftigen sollte. So erschien er dann stets in der frischesten Unmittelbarkeit auf dem Katheder und wurde seine Rede so belebend, anregend, oft selbst, wenn sich der Gegenstand dazu eignete, hinreißend. Die Lust, die ihn erfüllte im Vortragen der Ergebnisse seiner Forschungen, wußte er überzutragen in die Herzen seiner Zuhörer; so trocken sonst oft die Exegese gelehrt wird, bei ihm wurde die sprachliche Erklärung zu einer anziehenden Entwicklung voll geistigen Gehalts. In diesen verschiedenen Eigenschaften, und nicht etwa in rhetorischem Schmucke, lagen die Vorzüge seiner Lehrergabe, Vorzüge, wie sie wohl selten so vereinigt im Lehramte gefunden werden, die aber seine nachhaltige, mächtige Wirksamkeit auf seine Zuhörer zu erklären vermögen.

Edle Tugenden der Seele und des Charakters zierten unsern Mitbürger. Außer einem ungemein festen, lautern, treuen Charakter besaß er einen kindlich einfachen, anspruchlosen Sinn, welcher sich im Laufe seines Lebens zu

jener, von jeder Schwächlichkeit freien, wahrhaft christlichen Demuth verklärte, die bei solchem umfassenden Wissen um so schöner leuchtete, — eine erstaunliche Kraft des Willens, die ihm ebensowohl die mühevollen Schwierigkeiten seiner Studien als auch — als christliche Selbstbeherrschung und geduldige Ergebung, — die harten Prüfungen seines Gemüthes, deren er wie früher im amtlichen Wirken so auch in den letzten Lebensjahren in seiner Umgebung nur zu viele und schwere zu bestehen hatte, überwinden half. Sein ganzes, ursprünglich von Hefigkeit nicht freies Wesen ward mit den Jahren „ohne an Kraft zu verlieren, milder, geistiger gleich edlem Weine.“ — Luz war eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit aus Einem Guße, von ächtem, geistigen Adel, von körnigem, in sich zusammengefaßtem, selbstständigem Wesen; Halbheit, Oberflächlichkeit, Zerfahrenheit und Leichtfertigkeit waren ihm aufs stärkste zuwider. Ruhige Besonnenheit und ein sehr geschärftes Pflichtgefühl leiteten sein Handeln, nie verläugnete er seine Ueberzeugung; Menschenfurcht oder egoistische Motive der Ruhmsucht oder des Ehrgeizes kannte er nicht. Der Schatz seiner Bildung lag nicht unvermittelt in seinem Innern, sondern Wissen und Leben waren Eins geworden; er war kein sogenannter Stubengelehrter; die Grundsätze des Gelehrten waren dieselben, die er als Mensch bekannte, und die Vorzüge des Letztern begründeten auch die Eigenthümlichkeiten und den Ruhm des Erstern. — Mußte man die selten so innige Verbindung von Scharfsinn und Tiefsinn, die feine Unterscheidungskraft, die Virtuosität in der Lösung verwickelter exegetischer, besonders grammatischer Probleme, die gründliche Bibelkenntniß, die Kunst inniger und doch selbstständiger Verbindung des Wissenschaftlichen mit dem Moralischen und Erbaulichen, die treffliche über sein spezielles Fach hinausgehende, allgemeine Bildung mit ihrer gediegenen philologischen und philosophischen Grundlage bewundern, so fühlte sich das Herz zu ihm hingezogen durch die religiöse Gewissenhaftigkeit seiner Kritik, die das ganze Gebiet seiner Forschung zwar der strengsten Prüfung unterwarf, aber den Kern ob der Schale nicht vergaß und das einmal als wahr Erkannte als erworbenes Gut auf's treueste

bewahrte. Seine Exegese war durch keine dogmatischen Voraussetzungen befangen. Nur daß man mit Pietät die Schriftauslegung vornehme — das war in seinen Augen eine unerläßliche Voraussetzung zu einem fruchtbaren und richtigen Erforschen des Inhaltes der Bibel.

Mit vollkommener Berechtigung durfte bei seiner Leichenfeier als der Grundzug seines Wesens ein reiner, unbestechlicher Wahrheitsinn bezeichnet werden, der jede Form der Verstellung und allen Schein haßte; in der Wissenschaft wie im Leben war die Wahrheit sein Ziel, dem er mit eiserner Ausdauer zusteuerte. Wahrheit suchen und die gefundene mitzutheilen, war die Seele seines Forschens. Luz war so ein wahrer Gottesgelehrter, „das Leben in Christo war so zu seinem innersten Leben geworden,“ darum diese harmonische Einheit seines Wissens, Glaubens und Lebens, die er allmählig errungen hatte, daher auch das Urtheil eines nicht den gleichen theologischen Standpunkt einnehmenden aber um so unbefangeneren Kritikers, daß in Beziehung auf die bewunderungswürdige Harmonisirung der beiden Thätigkeiten als Theologen und Predigers kein Zeitgenosse mit Luz verglichen werden könne. Diese innere Einheit erklärte allein, wie Luz bei seinem durchgebildeten wissenschaftlichen Standpunkte, bei seiner gründlichen Gelehrsamkeit dennoch das religiöse Bedürfniß des einfachsten Zuhörers befriedigen konnte, als auch selber dem einfachsten Christenthume des Ungebildeten seine Anerkennung zollte, sich zu ihm hingezogen fühlte, sofern es nur als ächtes Glaubensleben sich erwies. Sein Wahrheitsinn bewahrte ihm auch seine wissenschaftliche Freiheit und Selbstständigkeit; er war keines Systemes Anhänger, noch stand er unter dem Einflusse irgend welcher wissenschaftlichen Autorität, er ging seine eigene, selbstständige Bahn und auf dieser gewann er von der inneren Einheit und Harmonie des alten und neuen Testaments eine solche wissenschaftliche Ueberzeugung, wie es nach der Behauptung von Sundeshagen „keinem der jetzt lebenden Theologen gelungen sei.“

Faßt man diese Summe von Vorzügen des Charakters, des Geistes und des Herzens ins Auge und bedenkt man,

wie sie in seinem Lehramte so schön einander ergänzend hervortraten, so erscheint das Urtheil des so skeptischen, feingebildeten Usteri, welcher Luz als Professor des Gymnasiums nachfolgte, und durch sein Werk über den Paulinischen Lehrbegriff in der theologischen Welt große Anerkennung sich erwarb, gerechtfertigt, das Urtheil: hier ist mehr als Schleiermacher!

Und wie liebenswürdig war er auch im geselligen Verkehr! Im traulichen Kreise erschloß sich sein sonst nur mit ernstesten Gedanken beschäftigter Geist zu herzlicher Heiterkeit, zu frischer Gemüthlichkeit.

Ein solcher Mann mußte auch ein treuer Bürger seines Vaterlandes sein, und Luz war es auch. Schon der Umstand, daß er viele Jahre hindurch den Pflichten eines Mitgliedes des Vorgesetztenkollegiums seiner städtischen Zunft ein Genüge leistete, bewies, welchen Antheil er den Forderungen des bürgerlichen Lebens schenkte. Seinem Charakter gemäß konnte er kein Parteimann sein, im Politischen so wenig als im Religiösen; das hinderte ihn nicht am Besitze fester, entschiedener Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse. Einerseits seine freie, dem Prinzipie vernünftig fortschreitender Entwicklung ergebene, allem Beschränkten, Kleinlichen, Engherzigen abholde Geistesrichtung, andererseits ein lebhaftes Gefühl der Achtung für bestehende Verhältnisse, der Pietät für die Vergangenheit erzeugten, gegenseitig sich durchdringend, in ihm eine beneidenswerthe Unpartheilichkeit des Standpunktes in der Beurtheilung der politischen Zustände. Er anerkannte das Gute und das Wahre, wo er es fand, zog das Neue dem Alten aber nur vor, wo es sich erprobt zeigte. Seine Anschauung liebte die Stetigkeit, das Positive, das wahrhaft Schöpferische, solid Aufbauende. „Ganz Mann und Christ, war er auch ganz Schweizer und Berner,“ mit seiner Liebe vorzüglich der engern Heimath zugewendet, ohne deßhalb die eigenthümlichen Vorzüge des Fremden zu verkennen. Seines Vaterlandes gedachte er noch auf dem Sterbelager. An einem der letzten Tage erwachte er einmal in der Stille der Nacht mit klarem Bewußtsein von der Nähe seines Todes. Gemeinsam mit sei-

nem einfachen Krankenwärter ergoß sich nun sein volles Herz in einer ergreifenden Fürbitte für seine Familie, für die Kirche, das Vaterland. —

Daß Luz seinen Verdiensten dasjenige eines in weitere Kreise hinwirkenden Schriftstellers nicht beigefellte, erklärte sich außer dem Umstande, daß er nicht mit Leichtigkeit arbeitete, vorzüglich aus der anhaltenden Concentration aller seiner Kräfte und Studien auf sein Lehramt; Lehrer zu sein war seine selbst gewählte Aufgabe; dieser ward daher alle seine Zeit gewidmet. Seiner sich nie genügenden Streb-
samkeit konnte überdieß die literarische Produktivität ebenso wenig zusagen als seiner Abneigung vor Vielgeschäftigkeit. So kam es, daß bei seinen Lebzeiten nur begeisterte Schüler dem Auslande verkündeten, welche wissenschaftliche Zierde Bern besitze, und daß nur einige gediegene kleinere, in amtlicher Stellung verfaßte Gelegenheitschriften und Gelegenheitspredigten im Drucke erschienen, zu welchen die treffliche Trauerrede auf Professor Usteri gehört (1833). Als Professor des Gymnasiums hatte er 1816 ein „kleines griechisches Wörterbuch zum Auswendiglernen“ für den Gebrauch seiner Schüler herausgegeben. Erst nach seinem Tode begründete und sicherte die Dankbarkeit würdiger Schüler des großen Meisters durch Herausgabe zweier größerer Werke seine Bedeutung in der wissenschaftlichen Welt. Zuerst erschien 1847 seine biblische Dogmatik (herausgegeben von Privatdozent, nunmehr Pfarrer R. Rüetschi), worüber der große Reander das Urtheil fällte, daß sie in diesem Gebiete den ersten Platz unter allen bisher erschienenen Büchern einnehme, — und 1849 folgte seine biblische Hermeneutik (herausgegeben von A. Luz, V. D. M., gegenwärtigem Vorsteher des Knabenwaisenhauses in Bern), beide Werke gerade diejenigen Vorträge enthaltend, in welchen die besondere Eigenthümlichkeit seiner theologischen Anschauung hervortrat. Trotz dieser späten Verkündigung seines wissenschaftlichen Ruhmes war doch schon im Jahre 1835 aus weiterm Kreise her auf ehrenvolle Weise seine Bedeutung anerkannt worden, indem die theologische Fakultät von Basel ihn zum Doktor der Theologie ernannte.

Das war der Mann, der in seiner Jugend außer der Gedächtniskraft nicht gerade glänzende Geistesgaben an den Tag gelegt hatte, aber durch unermüdlischen Fleiß, ausdauernde Energie und treueste Benützung seiner bescheidenen Anlagen sich zu solcher Stufe hinauf schwang, daß die akademische Gedächtnisrede mit Recht behauptete: „er war einer der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Heimathlandes, der größte Theologe, den es hervorgebracht hat.“ —

Vgl. die beiden ausgezeichneten Hauptschriften: Gedächtnisrede auf J. L. S. Luz, Dr. und Prof. der Theologie u. gehalten bei seiner Leichenfeier im Münster zu Bern, den 25. Sept. 1844, von C. Baggesen, Archidiacon. Bern 1844. S. 19, und: Der selbige Doktor und Professor J. L. S. Luz in Bern; ein theologisches Charakterbild. Gezeichnet in einer am 21. Okt. 1844 in der Aula der Hochschule zu Bern gehaltenen Gedächtnisrede, von Dr. C. B. Hundeshagen, außerord. Prof. und der Zeit Dekan der theol. Fakultät. Bern 1844. S. 28. Intelligenzblatt für die Stadt Bern. 1844. Nr. 228 u. 230 (Poetischer Nachruf von Wyß dem ältern). Nr. 231. Beilage. Schweizerischer Beobachter. 1844. Nr. 117. Berner Volksfreund. 1844. Nr. 77. — „Aus dem Leben des Gottesgelehrten J. L. S. Luz aus Bern“ im Christlichen Volksboten aus Basel. 1844. Nr. 42 (meist nach Baggesens Gedächtnisrede). Nekrolog in der Neuen Helvetia (verfaßt von C. Hunziker, gewes. Großrath und Departementssekretär). 2ter Jahrg. 1844. Zürich. S. 590—594 (wo irrig der Tausendtag mit dem Geburtstag verwechselt ist). Samuel Luz (als Mann der Wissenschaft und der Kirche) in der Kirche der Gegenwart von Wiedermann und Fries. Zürich. 1845. S. 125—132. (von C. H.). Gelpke das Schul- und Unterrichtswesen des regenerirten K. Bern u. s. w. Bern 1846. S. 69—70. Kirchenblatt für die reformirte Schweiz von Hagenbach 1845. Nr. 4. 1847. Nr. 17 u. f. 1850. Nr. 1 und 2. — Das Vorwort Schneckenburgers zu Luz Dogmatik und die Vorrede des Herausgebers. 1847. S. V XII. Vorwort zur Hermeneutik. 1849. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1844. S. 674—77. (Mit Benützung der Schriften von Baggesen und Hundeshagen).

Friedrich Meher, von Bern,

Lehrer der Naturgeschichte und Geographie an der Realschule in Bern,
geboren im Januar 1806, gestorben 5. Juni 1841.

In früher Jugend eine Waise geworden, erhielt Meher, dessen kurzes Leben, „ein fortdauernder Kampf höhern wissenschaftlichen Strebens mit den Hemmungen eines krankhaften Körpers“ war, nach einem längern Landaufenthalte im Pfarrhause Hilterfingen seine Erziehung im Waisenhause seiner Vaterstadt, durchlief dann das Gymnasium, wo er sich in den alten Sprachen, wie in der Mathematik auszeichnete, betrat dann die theologische Laufbahn an der Akademie, vertauschte sie aber bald mit den Naturwissenschaften, welche er bereits neben den philologischen und theologischen Studien betrieben hatte. Ein Aufenthalt in Genf zur Erlernung der französischen Sprache und zu ungehindertem Studium der Naturwissenschaften, deren weltberühmte Lehrer, de Candolle und de la Rive u. a., welche er dort zu hören bekam, entschieden vollends seine Neigung. Nachdem er in Berlin, Paris und nochmals in Genf 2 $\frac{1}{2}$ Jahre mit angestrengtem Fleiße die verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächer, besonders Mineralogie und Zoologie, studirt hatte, trat er 1831 die Lehrstelle der Naturgeschichte und Geographie an der Realschule in Bern an, welche ihm bereits bei der Gründung (1829) in Rücksicht auf seine Tüchtigkeit angeboten, und in seiner Abwesenheit durch Stellvertreter versehen worden war. Schon nach zwei Jahren wurde seine Lehrthätigkeit durch Brustleiden unterbrochen; erst nach längerer Frist konnte er einen Theil seiner Obliegenheiten wieder übernehmen, zu welchen 1839 noch die Funktion als Sekretär der Real- und Mädchenschuldirektion hinzutrat, nachdem der bisherige, Dr. Otth, auf einer naturhistorisch-künstlerischen Reise in Jerusalem an der Pest gestorben war*). Im Sommer 1840 machte Meher in Gesellschaft von Prof. B. Studer eine fünfmonatliche wissenschaftliche Reise nach Italien und Sizilien, wo er selbst den Aetna bestieg.

*) Siehe über Otth die erste Abtheilung.

Heimgekehrt, bewirkte wohl hauptsächlich der schnelle und starke Temperaturwechsel, den er überdies in den kalten Räumen des Stadtmuseums, mit dem Ordnen der in Italien gesammelten Mineralien beschäftigt, besonders empfinden mochte, sein herannahendes Ende. Er verließ den ganzen Winter sein Zimmer nicht und im Frühsommer starb er, nachdem er durch sein vom Vorabend seiner Reise nach Italien datirtes Testament in ausgezeichnetem Maße der edle Wohlthäter der Realschule geworden war, indem er sie zum Haupterben seines Vermögens einsetzte, wodurch sie in den Besiz von **50,000** Fr. neue Währung gelangte, deren Zinse nach seiner Bestimmung theils zu jährlichen naturhistorischen Reisen mit den ältern Zöglingen, theils bei der öffentlichen Jahrespromotion zu Preisen an diejenigen Schüler, welche sich in den naturhistorischen Fächern auszeichnen, verwendet werden sollen. Hatte er schon im Leben einen großen Theil seiner Mußezeit den naturhistorischen Sammlungen des Museums gewidmet, in dessen Direktion er bei der neuen Organisation der städtischen Institute erwählt worden war, und hatte er um die Bereicherung und Ordnung jener durch stete Thätigkeit und Freigebigkeit ein wesentliches Verdienst sich erworben, so gedachte er auch dieses Kreises seines Wirkens in seiner letzten Willensverordnung, indem er dem Museum und der Stadtbibliothek schöne Bergabungen machte, der letztern noch einen großen Theil seiner Bibliothek schenkte. Meyer besaß vielseitige und solide Kenntnisse, einen klaren Verstand und einen schlichten, biedern Charakter; seine edle Bescheidenheit, die im Umgange mit Fremden bis zur Schüchternheit sich gestaltete, adelte den Werth seiner Persönlichkeit noch mehr.

Vgl. Allgemeine Schweizerzeitung. 1841. Nr. 97 (wo irrig der 5. Mai als Todestag angegeben ist). Nekrolog in den Verhandlungen der schweiz. naturforschenden Gesellschaft. 1841 (von Prof. Bernhard Studer). S. 287–303; auch besonders abgedruckt S. 19. in octav. Bericht über die Leistungen der Realschule u. s. w. von Direktor Hugendubel. 1842. S. 8.–9.

Rudolf Abraham von Schiferli, von Thun und Bern,

Doktor der Medizin und der Chirurgie, Professor an der Akademie,
Mitglied des großen Rathes des K. Bern,

geboren 30. Sept. 1775, gestorben 3. Juni 1837 *).

In Bern geboren, verlebte er einen großen Theil seiner Jugendzeit in Ammerswyl, einem vor der Revolution zum Kanton Bern gehörenden aargauischen Dorfe, wo sein Vater Pfarrer war. Er besuchte die Schule in Lenzburg, bis er im 14ten Altersjahr nach Bern gesandt wurde, um die philologischen und philosophischen Kurse durchzumachen, welche zum Studium der Theologie vorbereiten. Er wandte sich aber bald der medizinischen Wissenschaft zu und wurde in seinem Streben von Dr. Wyß **), seinem Oheim, kräftig unterstützt. Der unterdessen vaterlos gewordene Schiferli erkannte den Werth gründlicher Fachbildung und entschloß sich, da die einheimischen Lehranstalten eine solche nicht genügend zu gewähren vermochten, den größten Theil seines geringen Vermögens für den Besuch ausländischer Hochschulen zu verwenden. Zuerst ging er 1795 nach Jena, wo er bald die Zuneigung seiner Lehrer Loder, Stark, Hufeland gewann und durch eine treffliche Dissertation (*de cataracta*, 1796. 4. S. 106, später auch in's Deutsche übersetzt) die Doktormürde sich erwarb. Nach einjährigem Aufenthalte begab er sich nach Wien, und später nach Paris. Dort war Peter Frank sein Meister in der Medizin, hier Boyer und Larrey für die Chirurgie. In Paris schrieb er die *analyse raisonnée du système de John Brown*, (Paris 1798. p. 92), worauf ihn die *Société de médecine de Paris* zu ihrem Mitgliede ernannte; bereits war er Mitglied der götttingischen Gesellschaft für Geburtshülfe geworden. Auch die Heimat vergaß nicht, ihrem frühzeitigen, durch so-

*) Da der interessante Nekrolog, welchem ich den Hauptinhalt entnahm, mir erst seit dem Erscheinen der ersten Abtheilung zu Gesicht kam, so führe ich bei der Bedeutung des Mannes gerne die dortige kurze Skizze um etwas weiter aus.

**) Siehe über Wyß die erste Abtheilung.

lide Kenntnisse sich auszeichnenden, medizinischen Schriftsteller die verdiente Anerkennung zu zollen. Seine Vaterstadt Thun hatte ihm bereits in Folge seiner gedruckten Inauguralabhandlung zwei Medaillen übersandt und die schweizerische Gesellschaft korrespondirender Aerzte und Wundärzte, auch die ökonomische Gesellschaft in Bern erwählten ihn zu ihrem Mitgliede.

Als er 1798 nach Hause zurückgekehrt war, bekam er bald das Patent als praktischer Arzt und Wundarzt und die Ernennung zum medizinischen Feldzeugwart bei den bernischen Truppen. Die helvetische Regierung, bemüht für die einzelnen Zweige der Verwaltung tüchtige Männer zu benutzen, versicherte sich seiner Dienste, indem sie ihn 1799 zuerst zum Oberchirurgen der helvetischen Region, später zum Oberfeldwundarzt der helvetischen Truppen und 1800 zum Generalinspektor der Gesundheitspflege der helvetischen Truppen (Oberfeldarzt) ernannten. In dieser Stellung lag ihm die Organisirung des vernachlässigten Militärmedizinalwesens ob, die er in kurzer Zeit auf eine für die damaligen Verhältnisse sehr befriedigende Weise zu Stande brachte; sein Werk konnte bei der spätern Reform dieses Verwaltungszweiges als erwünschte Vorarbeit dienen. Bereits 1799 hatte er auch an einer für Bern sehr wichtigen gemeinnützigen Bestrebung wesentlichen Antheil gehabt, an der von der medizinischen Gesellschaft ausgegangenen Stiftung des medizinischen Institutes, an welchem ausgezeichnete Mediziner und Naturforscher ihren dem ärztlichen Berufe sich widmenden Mitbürgern freiwillig den nöthigen Unterricht ertheilten; mit Wytttenbach, Morell, Tribolet, Bigius und Andern gehörte auch Schiferli zu den Gründern dieser Lehranstalt, an welcher er die chirurgischen Vorträge übernahm und die erst durch die Reorganisation der Akademie im Jahr 1805 aufgelöst wurde. Bei Eröffnung des Winterkurses im Nov. 1801 hielt er eine Rede über die Vorzüge dieses Institutes und die neuern Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, die im Drucke erschien (1801. 4. S. 35).

Als im Herbst 1802 der Aufstand gegen die helvetische Regierung losbrach, wurde Schiferli in Lenzburg von den Insurgenten gefangen genommen; er mußte seine Stelle als Generalinspektor der Gesundheitspflege niederlegen, wurde aber bald von den neuen Behörden zum Oberfeldarzt der eidgenössischen Truppen mit Oberstrang ernannt; er bekleidete jedoch diese Stelle nur kurze Zeit und blieb in militärischer Beziehung nur noch Garnisonsarzt in Bern. Mit der dauernden Herstellung ruhiger Zustände erhielt seine praktische, wie seine Lehrthätigkeit vermehrtes Leben, einen weitem Geschäftskreis. Im Jahr 1804 wurde er zu der neu errichteten Stelle eines Oberimpfarztes des Kantons Bern, 1805 zum Professor der Chirurgie und Entbindungskunst an der reorganisirten Akademie, 1806 zum Lehrer an der Hebammenschule in Bern und 1807 zum Mitglied des Sanitätskollegiums ernannt; auch die Würde eines Dekans der medizinischen Fakultät, und zu zweien Malen eines Prorektors der Akademie ward ihm übertragen. Zu diesen amtlichen Beschäftigungen kamen noch diejenigen eines Armenchirurgen und einer beträchtlichen wissenschaftlichen Korrespondenz. Wie sehr ihm an der Hebung des wissenschaftlichen Sinnes und der für das arztbedürftige Publikum so wünschbaren Collegialität unter den Aerzten gelegen war, ging aus seiner lebendigen Antheilnahme an der Gründung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern hervor; die unter dem Vorstehe des Dr. Lehmann (siehe oben S. 222) am 9. Oktober 1809 in Burgdorf zu ihrer definitiven Constituirung versammelten Kollegen wählten Schiferli zu ihrem ersten Präsidenten. Im gleichen Jahre wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, daß ihn die physiko-medizinische Gesellschaft zu Erlangen zu ihrem Mitgliede ernannte und zwei Jahre später verlieh ihm der regierende Herzog von Mecklenburg-Schwerin aus Dankbarkeit für glückliche Hülfeleistung, als er auf seiner Durchreise in Bern schwer erkrankt war, den Titel eines Hofraths.

Die Folgen eines Lazarethfiebers, von welchem er in dem mit französischen Soldaten angefüllten Insefspitale auf lebensgefährliche Weise ergriffen worden war, bewirkten eine bedeutende Veränderung in seinem Lebensgange. Er nahm, da seine tief erschütterte Gesundheit ein Aufgeben sowohl seiner starken Praxis als seiner akademischen Wirksamkeit, wünschbar machte, 1812 die ihm zu so gelegener Zeit angebotene Stelle eines Cavalier d'honneur bei der Großfürstin Anna, Gemahlin des Großfürsten Constantin von Rußland, an; ihr Bruder, der Herzog von Sachsen-Koburg-Saalfeld, erhob ihn zugleich in den Adelstand. — Er erhielt unter bester Verdankung seiner geleisteten Dienste von den Behörden die Entlassung von allen seinen Stellen. Er begleitete nun die von ihrem Gemahl getrennt lebende Fürstin auf mehreren Reisen durch Deutschland und wurde, als sie in der Nähe von Bern zu Brunnadern das Jenner'sche Landgut (dann von ihr Elfena u geheißen) angekauft hatte, um sich daselbst häuslich niederzulassen, der Verwalter desselben und überhaupt ihrer finanziellen Angelegenheiten, in welcher Eigenschaft sie ihn bereits 1813 zu ihrem Oberhofmeister gemacht hatte. Sie hatte alle Ursache, ihm für die große Gewandtheit und Einsicht, welche er in Besorgung ihrer Angelegenheiten an den Tag legte, ihr unbedingtes Vertrauen zu schenken, wie sie es bis zu seinem Tode bewies.

Als Schiferli in den Dienst der Fürstin getreten und dadurch die Möglichkeit einer länger andauernden Entfernung von seinem Vaterlande gegeben war, suchte er durch ein neues Band sich und seine Familie vor Entfremdung zu bewahren und verschaffte sich 1813 das Bürgerrecht der Stadt Bern. Fünf Jahre früher hatte er sich mit einer Tochter des gelehrten Dekan Jth verheirathet *).

Wie sehr er bei seinen neuen Gemeindsgenossen in Ansehen stand, zeigte 1814 seine Wahl in den Großen Rath, in welchem er bis zur Regierungsänderung im Jahre 1831 verblieb. Er zählte darin zu den liberalen Mitglie-

*) Siehe über Jth die erste Abtheilung.

dem im damaligen Sinne. Bei der Reorganisation der Stadtbehörden 1831 gelangte er in die Verfassungskommission für die Stadt Bern und hernach in den Stadtrath, bis das Gemeindsgesetz von 1833 auch diese Organisation auflöste. Bis zu seinem Lebensende blieb er hingegen Mitglied der Waisenkommission seiner Zunft zum Mohren. Einen großen Theil seiner Muße wandte er den öffentlichen und den wissenschaftlichen Interessen zu.

Wie seine Mitbürger seine Fähigkeiten und Dienste durch wiederholte Beweise ihres Zutrauens anerkannten, so gaben auch mehrere fürstliche Anverwandten seiner Gebieterin ihre anerkennende Gesinnung für seine Verdienste um ihre Person durch Gunstbezeugungen zu erkennen. Kaiser Alexander ernannte ihn zum kaiserlichen Hofrath, worauf er, die verschiedenen Grade der russischen Rangordnung allmählig durchlaufend, vor seinem Tode bis zur Würde eines wirklichen Staatsrathes vorgerückt war. Der gleiche Monarch, wie später Kaiser Nikolaus, der König von Sachsen und der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha beschenkten ihn mit verschiedenen Orden.

Schiferli war ein Mann von sehr bedeutenden Geistesgaben; er besaß ein seltenes organisatorisches Talent, wovon er in den verschiedensten Richtungen sprechende Proben ablegte; solche Naturen sind selten frei von despotischen Neigungen. Er hatte staatsmännische Eigenschaften, mit welchen er die Vorzüge eines angenehmen Gesellschafters und eines gewandten Hofmannes verband. — Geistreich, berechnend, flug, gebot er überdieß über den Schatz einer ausgezeichneten Bildung; nicht nur standen ihm reiche Fachkenntnisse, besonders der Chirurgie und Augenheilkunde, zu Gebote und übte er nach kompetentem Urtheile auf „zierliche und gewandte Weise“ die Kunst als Wundarzt aus, sondern er hatte sich auch eine vielseitige ausgebreitete Bildung angeeignet, die durch den Werth seiner Berufskenntnisse bedeutend gesteigert wurde. Es bleibt ihm das ungeschmälerte Verdienst, mit großem Eifer für Verbreitung wissenschaftlichen Lebens zunächst unter der Jüngern seiner Wis-

fenschaft thätig gewesen zu sein. Außer den bereits genannten Abhandlungen erschienen noch ein *Handbuch der Entbindungskunst für Hebammen*, welches zwei Auflagen erlebte (1806 und 1821. Bern. S. 214), zwei Prorektoratsvorträge und seine beiden Eröffnungsreden der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft (1810 und 1811) im Drucke.

Vgl. besonders Nekrolog von Herrn Dr. Rud. Abraham von Schiferli (verfaßt von Dr. Schiferli, Sohn) in der Schweizerischen Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe 1ster Jahrg. 1842. Bern. S. 92—96. — Hermann, Eröffnungsrede der med. chirurg. Gesellschaft 1835. Bern. S. 7. 8. 18. Tillier Geschichte der helvet. Republik. II. 137. III. 163. Dessen Geschichte der Mediation. II. 236. 239.

Karl Schnell, von Burgdorf,

Dr. Juris, gewesener Regierungsrath des K. Bern ¹⁾,
getauft den 14. Juni 1786 ²⁾, gestorben 7. Febr. 1844.

Karl Schnell, dessen politische Wirksamkeit so enge mit der Geschichte Berns in der 30ger Epoche verflochten ist, stammte aus einer Familie, deren Glieder in Folge eines durch Gewerbsthätigkeit, einflußreiche bürgerliche und ökonomische Stellung und daherige ausgebreitete Verbindungen erworbenen Ansehens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts im Vordergrunde des öffentlichen Lebens erscheinen. Sohn des Stadtschreibers, später Statthalters Schnell, der 1798 in dem am 21. Februar niedergesetzten Verfassungsausschusse saß, und in der denkwürdigen Sitzung des großen Rathes, als General von Erlach unumschränkte Vollmacht zur Rettung des Vaterlandes verlangte, als Volksausgeschossener von Burgdorf sich gegen jede Kriegserklärung aussprach ³⁾

1) Erhebliche Beiträge zu diesem Lebensbilde verdanke ich der gefälligen Mittheilung des Herrn Regierungspräsidenten Blösch.

2) Siehe die Anmerkung auf Seite 229.

3) Außer Schnell erklärte nur noch der Abgeordnete von Lenzburg, Hauptmann Strauß, durch seine Verhaltensbefehle verbunden zu sein, jedem Beschlusse, der zum Krieg führen könnte, sich widersetzen zu müssen. Siehe Tilliers Geschichte Berns.

— erhielt Karl Schnell seinen Jugendunterricht in seiner Vaterstadt, während einiger Zeit auch in der Literarschule zu Bern, und zog dann im Frühjahr 1806 nach Tserten zur Erlernung der französischen Sprache. Nach einjährigem Aufenthalte, den er zu sprachlichen und wissenschaftlichen, namentlich juridischen Studien wohl benutzte ⁴⁾, begab er sich, zum Studium des ihm von der väterlichen Schreibstube her bekannten Rechtsfaches entschlossen, nach Heidelberg. In seinem in Tserten ausgestellten Reisepasse heißt er bereits „étudiant en droit;“ juridische Vorlesungen hatte er aber noch keine gehört ⁵⁾. In Heidelberg studirte er nach seinem Abgangszeugniß „mit unermüdlichem Fleiße“ und erhielt dazu das „vorzüglichste Lob wegen seiner musterhaften sittlichen Aufführung und seines gesetzten männlichen Betragens“ ⁶⁾. Nachdem er im Herbst 1809 den Doktorgrad erlangt hatte, kehrte er bald mit wissenschaftlichen Hülfsmitteln wohl versehen, nach Hause zurück, wo er 1811 ein Notarpatent erhob, aber nicht selbstständig praktizirte, sondern theils seinem Vater, der die Advokatur betrieb, theils seinem ältern Bruder, welcher Amtschreiber war, in ihren Berufsgeschäften helfend zur Seite stand, einen großen Theil seiner Zeit mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt.

4) Bezeichnend ist, daß er in einem Briefe an seinen Vater seine lebhafteste Freude bezeugt, wie Schleiermacher die Grundsätze bekämpfe, welche ein neues Jahrhundert der Barbarei herbeiführen würden.

5) Irrigerweise läßt der „Nekrolog der Deutschen“ Karl Schnell seine Studien in Bern unter der Leitung seines Oheims, Prof. Samuel Schnell, machen.

6) Ein erwähnenswerther Vorfall verschaffte ihm die bis zu seinem Ende dauernde, durch Briefwechsel unterhaltene Freundschaft des berühmten Rechtslehrers Martin. Als Schnell eines Tages in seinem Studirzimmer arbeitete, hörte er auf der Gasse ein lautes Hülfsgeschrei von einem Mädchen, gegen welches mehrere Studenten rohe Gewalt versuchten. Schnell eilte mit seinem Stocke hinunter und nahm das Mädchen in Schutz. Die Folge war eine Herausforderung, nach ihrer Ablehnung eine Verschärfklärung. Der akademische Senat erfuhr den Vorfall; Martin beschied den Schweizer, dessen Interdikt bald ein Ende nahm, während die Betheiligten relegirt wurden.

Als im Sommer 1813 Professor Gmelin einen Ruf nach Tübingen erhielt, suchte Schnell bei der Kuratel (Aufsichtsbehörde der Akademie) um die Erlaubniß nach, dessen angefangene Vorlesungen beenden zu dürfen, welches Anerbieten verdankt aber nicht angenommen wurde, da Gmelin seine Kurse selbst zu Ende führte. Später bewarb er sich um den erledigten Lehrstuhl, der aber ungeachtet warmer schriftlicher Empfehlung Martins, nicht ihm, sondern Professor Henke in Landsbut zu Theil wurde. Das Scheitern dieses Planes übte bedeutende Rückwirkung auf seine Stimmung und dadurch mittelbar auf sein übriges Leben aus ⁷⁾. Als im Dezember die Mediationsverfassung gestürzt wurde, gährte es hierauf in verschiedenen Landesgegenden; im Oberlande brachen Unruhen aus. Die Brüder Schnell wurden für die Urheber der Gährung in Burgdorf gehalten und daher obrigkeitlich vermahnt ⁸⁾. Die Wendung der politischen Verhältnisse im eigenen Kantone bewog ihn dann 1816, nachdem er die beiden ersten Monate des Jahres in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hans einer Pariser Reise gewidmet hatte, nach Aargau sich zu begeben, für welchen Kanton er eine Vorliebe hatte, und wo die Stelle eines Regierungsekretärs (Rathsschreibers) erledigt und öffentlich ausgeschrieben war ⁹⁾. Am 1. Mai wurde er dazu gewählt, nachdem er sich schriftlich dafür beworben hatte. Im gleichen Jahre wurde er der aargauischen Gesandtschaft an die Tagsatzung in Zürich als sogenannter Legationsrath beigegeben. Bereits im Februar des folgen-

7) Ohne diesen Umstand zu kennen, bemerkt Heußler, daß der Haß gegen die Hauptstädte in Schnell „vorherrschend“ gewesen, „gleich als hätte eine einmal erlittene Kränkung in seiner Seele einen nie erstumpfenden Stachel hinterlassen.“

8) Tzllier Geschichte der Eidgenossenschaft während der Restauration ic. 1848. Bd. I. S. 179—180.

9) Der meist wohl motivirende und treffend urtheilende Verfasser des Nekrologs in der Neuen Helvetia. 1844. S. 95. und nach ihm auch der „Neue Nekrolog der Deutschen“ brachten diese Uebersiedlung in den Nachbarkanton irriger Weise in einen Zusammenhang mit den Oberländer Unruhen.

den Jahres kehrte er jedoch auf den Wunsch seines alten Vaters in seine Vaterstadt zurück und übte nun den Beruf als Rechtsanwalt bis zum Jahre 1830 aus, im Genuße angenehmer verwandtschaftlicher Verhältnisse, literarischer Beschäftigungen und einer sorgenfreien Lage ¹⁰⁾. Seine Praxis hatte sich allmählig sehr ausgedehnt; sein Rath erfreute sich großer Geltung und eines immer steigenden Zutrauens; das Landvolk faßte in weiten Kreisen eine Zuneigung zu dem „Doktor Kari“ im Sommerhaus, oder schlechtweg von den Landleuten der Umgegend „Dökti“ genannt, wie sie wohl selten einem Geschäftsmann zu Theil wird. Wie bedeutend der Ruf seiner Gewandtheit und seiner scharfen Feder war, die namentlich Beschwerdeschriften gegen Beamte mit einer gewissen Vorliebe verfaßte, erhellt z. B. auch aus dem Umstande, daß die bei der angeblichen Ermordung des Schultheißen Keller von Luzern (1816) der Anstiftung beklagten vornehmen Rathsglieder Pfyffer und Corraggioli nach langjährigen richterlichen Verhandlungen sich von Schnell Denkschriften zu ihrer Vertheidigung verfassen ließen (1827).

Das Jahr 1830 führte diesen „Schicksalsmann“ vorn auf die Bühne des politischen Lebens. Schon einige Zeit war er aber hinter den Coulissen thätig gewesen, indem er zuerst in den Schweizerboten, dann nicht wenige jener beißenden Korrespondenzartikel in die Appenzeller Zeitung schrieb, die bei der Regierung so großes Mißfallen und zuletzt das Verbot dieses Blattes hervorriefen. Bevor noch die Bewegung im eigenen Kanton ausbrach, gab Schnell bereits seine Sympathie für die französische Revolution und seine Wünsche für die heimischen Zustände öffentlich zu erkennen, indem er sein Gartenhäuschen mit einem Wetterfahnenchen versah, welches die französischen drei Farben trug, und indem er sein Recht wider amtliches Einreden behauptete. Wie die

¹⁰⁾ Unter den Gründen, warum er nie das Fürsprecherexamen bestand, wird von unterrichteter Seite auch der angegeben, daß er unter der Restaurationsregierung keiner Prüfung sich unterwerfen wollte.

ziemlich glücklichen und ruhigen Zeiten der Mediation beim Volke, besonders beim hablichen Bürgerstand, noch in lebendigem und gutem Andenken standen, so waren es auch namentlich Männer aus dieser Epoche, die an der Bewegung thätigen Antheil nahmen. Manche Namen, welche im Jahre 1814 als Gegner der Restauration zum Vorschein gekommen waren, fand man 1831 in den Reihen derer wieder, die eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse betrieben; so auch die Brüder Schnell. Gab der älteste derselben, Ludwig, Stadtschreiber und Mitglied des Großen Rathes, im Stadtrathe von Burgdorf die Anregung zum ersten amtlichen Schritte im Sinne der Reform, indem er diese Behörde zu einer „ehrerbietigen Vorstellung“ an die Regierung bewog, worin um Einvernahme der Volkswünsche über eine Verfassungsänderung gebeten wurde, (15. Oktober 1830), so war es später Karl, der in die unklaren und verschiedenen sich kundgebenden Ansichten und Begehren eine gewisse Uebereinstimmung und deutlichere Anschauung brachte, dadurch daß er in dem nachher sogenannten „Burgdorferblättchen“ die wesentlichen politischen Wünsche formulirte, welches in zahlreichen Abschriften durch die zu gemeinsamer Berathung nach Burgdorf kommenden Reformfreunde in den verschiedenen Landesgegenden verbreitet wurde und so gleichsam als Leitfaden für ihre Bestrebungen diente ¹¹⁾. Politische Rechtsgleichheit, Erleichterung der Wählbarkeit, Abschaffung der Lebenslänglichkeit der bürgerlichen Beamtungen, Oeffentlichkeit der Verhandlungen des großen Rathes und der Staatsrechnung, freisinnige Gemeindevorstellung, Petitionsrecht, Preßfreiheit u. s. w. waren die darin niedergelegten Grundsätze. Entscheidender noch wurde sein Auftreten ¹²⁾, als er am 10. Jänner 1831

¹¹⁾ Zillier Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des so geheißenen Fortschritts etc. 1854. Bd. I. S. 59. gibt irrig an, daß das Burgdorferblättchen gedruckt war.

¹²⁾ Baumgartner die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen u. s. w. 1853. B. I. S. 67. mißkennt die Betheiligung Schnells, wenn er sein Haus in dieser Zeit als „Wahlort“ der Berner Liberalen erscheinen läßt. Sein älterer

in der gegen 1000 Mann starken Versammlung von Ausgeschossenen der Bewegungspartei aus dem ganzen deutschen Kantone zu Münsingen in kurzen Worten mit fluger Berechnung den Gedanken eines Verfassungsrathes aussprach¹³⁾. Diese Idee zündete; Mißtrauen in das bisherige System lag ihr zu Grunde, und doch war es dieselbe Idee, welche drei Tage später im Großen Rathe die Träger der alten Ordnung zur freiwilligen Niederlegung ihrer Gewalt bewog; der Unmuth über die Befehdung des bestehenden Regimentes und das lebhaft erregte Gefühl eines unverdienten Undankes kamen dem Mißtrauen der Gegner entgegen. Der Verfassungsrath trat in's Leben, Schnell ward von der Wahlversammlung von Büren zu seinem Mitgliede ernannt, lehnte aber die Wahl ab. Als die Wahlkollegien zur Besetzung des Großen Rathes zusammentraten, wurde ihm die Ehre einer vierfachen Wahl zu Theil, indem die Versammlungen in Narberg, Büren, Burgdorf und der Landgemeinden des Amtes Bern ihn mit ihrem Vertrauen beehrten. Bei der Bestellung des Obergerichtes trat er in diese Behörde, ließ sich aber einige Wochen später zum Regierungsstatthalter von Burgdorf wählen, dessen Stellung theils wegen seinen Familienverhältnissen theils wegen des innigen Verkehrs mit einer Bevölkerung, deren vollste Zuneigung er besaß, ihm besser zusagte als die stille Thätigkeit und sitzende Lebensart un-

Bruder Ludwig, der Stadtschreiber, vorzüglich, und Hans, der Professor, standen im Vordergrund; Karl trat erst mit seinem Eintritt in den großen Rath in volle Thätigkeit.

¹³⁾ Diese denkwürdige erste Volksversammlung in Münsingen hatte, was Wenigen bekannt sein mag, Hans Schnell zum eigentlichen Anordner; sein löblicher Zweck war, durch solche friedliche Berathung den von Reformfreunden in einer frühern Versammlung im Gwatt bei Thun geäußerten Absichten, welche eine gewaltsame Lösung der Krisis nicht ausschließen wollten, zuvorzukommen und nur durch die Macht der öffentlichen Meinung den Zweck zu erreichen. — Der Wunsch nach einem Verfassungsrathe, welcher einen gänzlichen Umschwung in die Bewegung brachte, wurde von Karl Schnell ohne Vorwissen seiner Brüder und erst gegen das Ende der Verhandlung ausgesprochen.

ter obergerichtlichen Aktenstößen. Zwischen beiden Ernennungen fiel diejenige zum zweiten Tagsatzungsge sandten; Regierungsrath von Tillier war der erste Abgeordnete. Auch die beiden folgenden Jahre vertrat er zuerst neben Schultheiß Tscharner, nachher neben Regierungsrath von Tavel den Stand Bern an der Tagsatzung; er wohnte daher den verschiedenen Sitzungsperioden bei, welche 1832 und 1833 durch die Wirren in Basel und den Aufstand in Neuenburg veranlaßt wurden, und benutzte seine Anwesenheit in Luzern zur Beförderung des Siebnerkonföderates (März 1832), welches den beitretenden sieben Ständen die gegenseitige Gewährleistung der neuen Verfassungen und Einrichtungen zusicherte und wesentlich das Werk Schnell's und Baumgartner's war. Im April sandte ihn der Vorort an des zurücktretenden Laharpe's Stelle als eidgenössischen Repräsentanten in den Kanton Basel ab, wo er mit seinem Kollegen Dr. Merk aus dem Thurgau in schroffster, einseitigster Weise für die regierungsfeindlichen Gemeinden der Landschaft Partei nahm, deren Streben er schon früher bei der Berathung der Tagsatzungsinstruktion im bernischen Großen Rathe auf's wärmste unterstützt hatte. Welche heftig leidenschaftliche Stellung er in eidgenössischen Angelegenheiten einnahm, zeigte sich namentlich, als er sowohl für die außerordentliche Tagsatzung im März als die ordentliche im Juli 1833 wieder zum Gesandten erwählt, unbedingte Vollmachten verlangte, die „Sarnerei“ zu vernichten, und in gesteigertem Maße, als er erbittert, daß die Bundesversammlung über seine Erklärung, daß er neben ehemaligen Mitgliedern der Sarnerkonferenz an den Berathungen derselben nicht ferner glaube Theil nehmen zu können, zur Tagesordnung schritt (19. August), eigenmächtig die Tagsatzung sogleich verließ, heimkehrte und Entlassung von seiner Stelle begehrte¹⁴⁾. Wie übermächtig

¹⁴⁾ Baumgartner verwechselt Bd. I. S. 449 die verschiedenen Verhandlungen; die erwähnte Instruktion war eine Folge von Schnell's Weggang und nicht umgekehrt; auch ist das beige setzte Datum unrichtig; die Berathung fand den 28. August statt, somit neun Tage nach der abgegebenen Erklärung Schnell's.

der Schnell'sche Einfluß war, ersieht man aus dem Umstande, daß der sofort außerordentlich zusammenberufene Große Rath ihm mit großer Mehrheit die Entlassung gewährte, hierauf den Dank für sein Benehmen aussprach, ihn sogleich auf's neue zum Gesandten wählte (27. August) und sogar Tags darauf eine Instruktion ertheilte, welche nicht nur der von der Tagsatzung so unbeliebig aufgenommenen Erklärung Schnells entsprach, sondern noch viel weiter ging und mit der Drohung der Zurückberufung der bernischen Gesandtschaft im Falle des Nichteintretens schloß ¹⁵⁾. Trotzdem wurde Berns Antrag abgelehnt: Baselland allein stand ihm zur Seite; die Entlassung der Obersten Abzhberg und Vischer aus dem eidgenössischen Generalstabe als Mitbetheiligte bei dem „Landfriedensbruche in den Kantonen Schwyz und Basel“ war das Einzige, was Schnell erwirken konnte. Die Gesandtschaft blieb dennoch, und die Drohung der Rückkehr, die angeblich zur Wahrung der Würde des Kantons Bern beschlossen worden, sank zur leeren, prahlerischen Phrase herab; war aber nur der Zweck erfüllt, durch die Instruktion die seltsame Handlungsweise Schnells in allen Theilen zu sanktioniren ¹⁶⁾. In denselben Tagen bezeugte ihm der Landrath von Basellandschaft seine Sympathie durch die Ernennung zum Rechtskonsulenten in der Theilungsangelegenheit und bei Abwesenheit

¹⁵⁾ Daß dem ersten Gesandten von Tavel, der hingegen in Luzern geblieben war, ebenfalls der Dank ausgesprochen wurde, war eine nothwendige Folge der Billigung des zweiten Abgeordneten; sonst hätte diese eine indirekte Mißbilligung gegenüber jenem enthalten, der offenbar die Stellung Berns flüger und besser gewahrt hatte.

¹⁶⁾ Wie die leidenschaftlichen Partielelemente seinem Auftreten Beifall zollten, bewies z. B. die an ihn erlassene Zuschrift des aargauischen Kantonal-Schutzvereins-Komite vom 21. August: „Wir hoffen zu Gott, die wackern Männer, die wir noch in der obern Bundesbehörde zählen, werden sich ermannen und entweder die unwürdigen, verrätherischen Mitglieder wie angestechte Gliedmaßen in edlem Unwillen ausstoßen, oder aber, wie Sie gethan, in gerechter Entrüstung den länger entehrenden Kampfplatz verlassen und dann dem gereizten Volke die endliche Säuberung und gänzliche Reinigung überlassen.“

eines ihrer Theilungskommissäre und Schiedsrichter eventuell auch zu einem solchen. Seine Verdienste um die Landschaft bewogen zwei Jahre später den Vorort, ihn in dem Wahlschen Handel als Abgeordneten dahin zu senden, in der Erwartung, daß es ihm am ersten gelingen möchte, die dortigen Behörden über die rechtlichen Verhältnisse aufzuklären und die diplomatischen Anstände mit Frankreich zu heben.

Als im Dezember 1833 der Regierungsrath zu einem Drittheile in Erneuerung fiel, da hielten die wärmern Anhänger der bestehenden Ordnung eine Kräftigung der Regierung durch entschiedene Männer für nothwendig. Karl Schnell mußte seine persönliche Abneigung gegen eine Veränderung seines Wirkungskreises zum Opfer bringen und dem Rufe seiner Genossen Folge leisten. Die erste Wahl in den Regierungsrath fiel auf ihn und am folgenden Tage ward er noch zum Viceschultheissen ernannt. Die andern Commissionsstellen, die ihm nun zufielen, waren die eines Mitgliedes des Finanzdepartements und der Bittschriftenkommission und das Präsidium der Oberpostverwaltung. So erhielt die Regierung in ihm ein eigentliches Parteihaupt; und Karl Schnell war der einflußreichste Mann im ganzen Lande. Als Regierungsrath wohnte er gemeinschaftlich mit von Tavel der auf Anregung von Schultheiß Tscharner von den drei Vororten beschickten Konferenz bei der Kreuzstraße bei (16. Mai 1834), in welcher die Wahrung ihrer Rechte zur Besprechung kamen, denen aus Anlaß der Bundesrevisionsversuche Gefahr drohte. — Schnell bekleidete aber seine regierungsräthliche Stellung nur bis zum Juli 1835, in welchem Zeitpunkte er aus der Regierung und allen ihren Kommissionen, zu welchen im Dezember 1834 noch die Mitgliedschaft des diplomatischen Departementes, das zum vorörtlichen Staatsrath umgewandelt wurde, gekommen war, — zurücktrat, einzig die Großrathsstelle beibehielt und nun in seinem Landgute, Sommerhaus, wieder

als einfacher Notar und Privatmann lebte¹⁷⁾. Trotzdem entsagte er nicht jeder amtlichen Wirksamkeit, sondern übernahm mehrere wichtige Missionen, so im September 1835 die Vertretung Berns in Luzern bei den Konferenzen über katholisch-kirchliche Verhältnisse, einer Fortsetzung der Verhandlungen der Badener Konferenz (20. Jan. 1834), deren Beschlüsse Papst Gregor XVI. in einem Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 verdammt hatte; schon damals war Karl Schnell Abgeordneter Berns gewesen und daher mit der Sachlage genau vertraut. Einen Monat später ging er als Präsident einer Untersuchungskommission nach Bruntrut, nachdem die Spannung der durch konfessionelle Besorgnisse und persönliche Intriguen aufgeheizten Gemüther aus Anlaß der Wiederwahl des Bürgerathspräsidenten Schwärzlin in ruhestörenden Auftritten einen Ausbruch erlitten hatte (Oktober 1835). Im Dezember fand die bereits erwähnte Sendung nach Vieschal statt in der Angelegenheit der Israeliten Wahl. — Als in Folge der Annahme der Badener- und Luzernerkonferenz-Artikel durch den Großen Rath (20. Febr. 1836) im katholischen Jura Unruhen ausbrachen unter Aufpflanzung von Aufstandsbäumen und zur Wiederherstellung der Ordnung Truppen hingesandt wurden, war Schnell einer der außerordentlichen Kommissäre, welchen sehr ausgedehnte Vollmachten ertheilt wurden, deren allzu scharfer Gebrauch selbst im Regierungsrathe auf ernstlichen Widerspruch stieß. In der darauf folgenden Großrathssitzung wurde er fast einstimmig in die neue Dotationskommission gewählt (8. April); er verbat sich aber die Wahl und hielt an seiner Ablehnung fest, obschon die Behörde

¹⁷⁾ Wie schroff die Stimmung der Schnelle und der Nationalen geworden war, geht z. B. aus folgender Stelle des Volksfreundes hervor, die zugleich als Muster des damaligen polemischen Styles dienen kann: Sie (die Schnelle) haben als Jäger das edle Wild (die Aristokratie) erlegt, und überlassen das Ausweiden gerne den Hunden.“

mit allen gegen eine Stimme ihm zuerst die Entlassung verweigerte ¹⁸⁾).

Den 6. März 1837 berief ihn der Große Rath wieder in die Regierung an die Stelle des austretenden, bald hernach verstorbenen Schultheißen von Lerber ¹⁹⁾. In seiner zwei Tage später erfolgten Annahmserklärung erinnerte er an seine „bekannte Abneigung, sich mit öffentliche Geschäften zu beladen;“ daß er diese nochmals überwinde, obschon er überdies gegenwärtig „sehr krank“ sei und „für einige Zeit“ dem Rufe Folge leiste, geschehe mit Rücksicht auf das „Treiben einer feindlichen Faktion,“ die „unsere ersten Güter neuerdings mit ziemlicher Gefahr“ bedrohten. Er wolle im Sinne seiner Wahlbehörden wehren helfen, „daß unsere anerkannten Gegner unsern Freiheiten und unserer Verfassung nicht zu nahe treten und daß wir uns nicht gegen sie benehmen, als wenn wir unsere Freiheit gestohlen, und sie hingegen eigentlich, hier zu sitzen, das ausschließliche Recht hätten.“ Merkwürdiger Weise traf es sich, daß gleich darauf der Vortrag des Regierungsrathes über den am 20. Februar erheblich erklärten Anzug von Karl Schnell für Aufhebung des „staatsgefährlich“ erklärten Sicherheitsvereins zur Behandlung kam. Die Rede des Antragstellers, welche wie wenige andere seiner Vorträge seine

¹⁸⁾ Die charakteristischen, nichts- und doch genug sagenden Ablehnungsworte lauteten: „Verhältnisse, Beschäftigungen — Alles mit einander — bewegen mich, das mir gestern geschenkte Vertrauen für diesmal abzulehnen. Ich glaube verschiedentlich gezeigt zu haben, daß ich mich brauchen lasse, wo irgend die Möglichkeit vorhanden ist. Hier könnte ich aber unmöglich eintreten, unmöglich!“ Schnell wagte unter Umständen viel, aber er hütete sich, die Zähne auszubeißen oder sich zu kompromittiren. So blieb er im Juli 1836 vorsichtiger Weise von der bei Eiden gebotenen Großrathssitzung weg, in welcher in den Badenerkonferenzangelegenheiten nach vorhergehendem Bramarbasiren zum Rückzuge geblasen wurde. Schnell war übrigens bei der Stimmung im Jura diesen konfessionellen Staatshändeln nicht sehr geneigt.

¹⁹⁾ Von den 240 Mitgliedern des großen Rathes waren nur 124 anwesend, und Schnell ward erst im zweiten Skrutinium mit 85 Stimmen gewählt; doch war kein eigentlicher Gegenkandidat aufgestellt, die Stimmen nur sehr zersplittert.

politische Anschauungsweise in's Licht setzen, war ein deutlicher Kommentar, wie er seinen Wiedereintritt in die Regierung verstand, und der Sieg, den er, von seinem Bruder Hans in gleich schroffer Weise unterstützt, in der Abstimmung gegenüber dem milderen Antrage der Regierung erfocht, bewies, daß er seine Wähler begriffen hatte. Erschien sowohl in seiner Annahmserklärung als in dieser Haltung der Großrathsmehrheit die Rührigkeit der Opposition der Altgesinnten als einziger Beweggrund zu Schnells Wiederbethheiligung am Regimente, so wirkte zweifelsohne ein anderer mit. Als die sogenannte Nationalpartei, welche sich wegen Meinungsverschiedenheit über Asylrecht, diplomatische Verhältnisse und Bundesreformen 1834 aus dem Schooße der im Mai 1831 im Casino zu Bern zum Schutze der neuen Ordnung gegründeten und bald über acht Kantone ausgedehnten Schutzvereine heraus gebildet und dann 1835 förmlich sich abgelöst hatte, zuletzt in heftiger Fehde mit den frühern Freunden, an deren Spitze die Schnell standen, entbrannt war, hatte sich der Verband der Anhänger des 30ger Systems in hohem Maaße gelockert²⁰⁾. Die Regierung, durch einzelne ihrer Glieder mit in den Kampf hineingerissen, entbehrte in den Augen der Schnellpartei des entschiedenen Auftretens in ihrem Sinne, da der Schultheiß Tschärner, obschon ihr ganz ergeben, die Zügel nicht stark, geschickt und konsequent genug zu führen vermochte. Das Zutrauensvotum der Goldbacher Versammlung, deren Adresse von vier Schnell unterzeich-

²⁰⁾ Hans Schnell bezeichnet als den ersten Schritt zur eigentlichen Spaltung den Aufruf des Centralkomitees des eidgen. Schutzvereins in Luzern vom 1. Mai 1834 an die Kantonschutzvereine zur allgemeinen Bewaffnung (gegen das Ausland). Besonders der Steinhölzlihandel schürte das Feuer. Das Unterliegen Kaschhofers und seiner nationalen Genossen im großen Rathe in der Memorandumsfrage machte den Riß unheilbar. Vergeblich war die Versammlung der Berner Schutzvereine am 10. Januar 1835 in Münsingen, an welche Karl Schnell eine warnende Zuschrift gegen die deutschen Friedensstörer erließ. Der Abfall einzelner Schutzvereine vom Mutterverein und ihr Anschluß an den in Zofingen konstituirten Nationalverein nahm zu.

net war (6. Sept. 1836) hatte nur die Bedeutung einer Demonstration zu Gunsten Tscharners, auf welchen die ganze Wucht der Angriffe der Nationalen wegen seiner Rückzugspolitik vor der fremden Diplomatie sich richtete; sollte aber die Nationalpartei nicht überwiegenden öffentlichen Einfluß erhalten, so mußte die Schnell-Tscharnersche Politik einen neuen Stützpunkt bekommen. So mußte Karl Schnell wieder persönlich an die Seite des Schultheißens treten. Schon am 8. Mai übertrug ihm der Große Rath die, unter obwaltenden Umständen besonders wichtige Stelle eines Centralpolitzeidirektors. Die Allgewalt der Brüder Schnell erreichte nun ihren Höhepunkt. Der persönliche Hader mit den Nationalen war für einige Zeit etwas in den Hintergrund getreten, da die erwachte Rührigkeit der Altgesinnten ablenkend wirkte; die Angriffe der Nationalen richteten sich nun mehr gegen einzelne Verfassungsgrundlagen. Nach verflossener Amtsdauer im Herbst durch die Landgemeinden des Amtes Bern auf's neue zum Großrath gewählt, gelangte er bei der periodischen Erneuerung der Regierung wieder in dieselbe, und, ein Zeichen der herrschenden Stimmung, ward sein Bruder, Prof. Hans Schnell, in gleicher Sitzung zum Landammann ernannt (22. November 1837). Endlich wurde am 6. Dez. Karl Schnell neuerdings in das diplomatische Departement gewählt.

In der Rede, mit welcher Landammann Schnell am 19. Februar 1838 die Großrathssitzung eröffnete, zeichnete er in genialer Weise und ausgezeichnet kräftiger Sprache von seinem Standpunkte aus die wahren Bedürfnisse des Landes und die daraus sich ergebende natürliche Staatspolitik; sein Vortrag verdamnte die permanente Agitation und Revolution und erklärte ein in sich zurückgezogenes, bescheidenes Stilleben als die einzig wahre Staatsklugheit kleiner Staaten. Der Zweck war, dem Wachsthum und Streben der Radikalen oder Nationalen ein gebieterisches Halt entgegenzurufen. Die Rede machte großen Eindruck bei Freund und Feind, bei den Einen fand sie Beifall und freudige Zustimmung, bei den Andern erzeugte sie Erbitterung und Kampfesfeier, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen.

Sieben Monate nur — und die Schnell'sche Politik unterlag. In der denkwürdigen Sitzung vom 24. Sept. waltete die Berathung über Frankreichs Begehren wegen Ausweisung von Louis Napoleon Bonaparte aus der Schweiz. Die Regierung in ihrer Mehrheit beantragte, die Tagsatzungsgesandten für Ablehnung des gestellten Begehrens zu instruiren, Karl Schnell und Tschanner wollten dagegen mit der Minderheit entsprechen. Was als Kraft erschien, siegte über die Ansicht, die als Schwäche galt; **106** Stimmen entschieden gegen **104** im Sinne der Regierungsmehrheit. Die Schnell hatten vergeblich mit ihrem mächtigen Worte die Versammlung beschworen, sie hatten für den „Frieden“ kämpfend eine Schlacht verloren; ihr Einfluß war nicht gebrochen, nur erschüttert; sie brachen ihn selbst durch sofortigen Rücktritt aus allen öffentlichen Stellen. — Als ihre Austrittserklärungen verlesen wurden, und die Ansicht sich geltend machte, sie zur Zurücknahme zu ersuchen, sprach Regierungsrath Neuhaus: „Die Herren Gebrüder Schnell haben keine Vorrechte.“ Hundertachtzehn Stimmen gegen elf nahmen die Entlassung an; am 1. Januar 1839 aber bestieg Karl Neuhaus den Schultheissenstuhl von Bern.

Von dieser Zeit an blieb Karl Schnell im Privatstande; er lebte wieder seinem Berufe als Notar und widmete seine Mußzeit den Studien und geselligem Verkehre. Zum Präsidenten der Einwohnergemeinde seiner Vaterstadt und zum Mitgliede der städtischen Polizeikommission erwählt, nahm er diese Stellen an, die von keinen großen Beschwerden begleitet waren. Mit dem öffentlichen Leben stand er in Verbindung durch den „Volksfreund“, den treuen Ausdruck der Schnell'schen Anschauungsweise, und aus dessen Mitarbeiter er in den letzten fünf Jahren zum Redaktor geworden war. In diesem durch die Schnell 1831 gegründeten Blatte führte er, durch die gemachten Erfahrungen noch mehr gereizt, mehrere Jahre einen leidenschaftlich erbitterten Krieg sowohl gegen „Aristokratie und Reaktion“ als gegen „Radikalismus und Michelthum“, wie er wegen der deutschfremden Elemente die radikale Partei

nannte. Körperliche Leiden peinigten ihn, Unruhe und unbefriedigtes Ringen und Schwermuth erfüllten sein Herz; sein gewaltsames Ende in der Aare bei Aarau in kalter Winternacht sollte ihm Ruhe bringen. Auf einer Fußreise nach Zürich ereilte ihn sein Verhängniß, das er, wohlversehen mit Kreditbriefen für seine Reise, bei seiner Abreise von Burgdorf nicht geahnet hatte. In Umikon im Aargau ward er am 14. Februar auf dem Kirchhofe zur Erde bestattet.

Schnell war einer der interessantesten politischen Charaktere, welche in der 30er Periode eine hervorragende Rolle spielten ²¹⁾. Er war kein Demagoge im gewöhnlichen Sinne; zu einem solchen war er zu fein und mangelte ihm die gewinnsüchtige Stellengier. Sein Ansehen unter dem Landvolk hätte ihm zur Restaurationszeit Titel und Würden verschafft, wenn er gewollt hätte, denn die Politik der Klugheit und der Furcht wäre ihm wohl gerne auf halbem Wege entgegen gekommen; aber seine persönlichen Ansichten und Wünsche bedurften der Gunst der Obern nicht. Er wich jeder Annäherung von ihrer Seite beharrlich aus; seine politische Thätigkeit leiteten keine ämterfüchtigen Triebe. Als er die Gewalt in Händen hatte, hing es von ihm ab, Schultheiß zu werden; die Umstände und seine Thätigkeit schienen ihn dazu zu bezeichnen; er zog ein unabhängiges Privatleben vor. Gemeiner Ehrgeiz und der äußere Glanz der Macht lockten ihn nicht, der reelle Einfluß kam für ihn allein in Betracht ²²⁾. Seine Hand=

²¹⁾ Der Nekrolog in der Augsburger Zeitung. 1844. Nr. 47. nennt ihn „die hervorragendste Figur unter allen schweizerischen Revolutionsmännern des Jahres 1830.“

²²⁾ Selbst der den Schnellen so feindselige Verfasser des geistreichen Libells „Bern wie es ist“ anerkennt, daß es ihnen „mehr um Grundsätze als um Persönlichkeiten und kleinliche politische Eitelkeiten“ zu thun war und daß sie deshalb „gerne ihre Namen im Hintergrunde als Statisten stehen ließen, wenn dafür nur ihre Ueberzeugungen als handelnde Personen in den Vordergrund treten durften.“ Im Widerspruche mit dem eigenen Urtheile will dann der Verfasser glauben machen, als hätte Karl Schnell den Schultheißensstuhl im Auge gehabt, seine Wahl wäre aber an dem Willen des französischen Gesandten von Rümigny gescheitert, der von Lavel vorgezogen hätte. Eitles Journalistengeschwäg!

lungsweise findet ihre wahre Erklärung vor Allem in seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung und in den öffentlichen Verhältnissen seiner Zeit. So wenig als die andern Schnelle zählte er zu jenen Freiheitsmännern, die sich durch Phrasen berauschen lassen und in leeren Formen das Heil suchen. Sie sind „Leute von Fleisch und Blut, von Liebe und Haß; materiell-verständig suchen sie in der Freiheit nicht einen Grundsatz, sie suchen die Herrschaft ihrer Klasse, der wohlhabenderen Bürger der kleinern Städte und Landgemeinden des Kantons Bern.“ (Heußler.) Karl Schnell war ein ächter Repräsentant dieses Volkstheils, dem er durch Anschauung und Leben angehörte. Der gebildete Bürger der Landstädte, der angesehene Landmann, besaßen vor 1830 keine politische Bedeutung im Staate. Die Vertretung des Landes in den Regierungsbehörden war eine äußerst beschränkte, die Herrschaft war wieder in die Hände der Hauptstadt gelangt, vorzüglich der ehemaligen regimentfähigen Familien. Jene Volksklassen gegen diese zu vertreten, jenen den Genuß der politischen Rechtsgleichheit zu verschaffen, und zu bewahren, als sie errungen war, — das hatten die Brüder Schnell als Ziel ihres Wirkens gesetzt. Was zu diesem Zwecke dienen mochte, wurde vollführt. In diesem Geiste lauteten die im Jahr 1831 formulirten Volkswünsche. Diese einfache Politik, welche ihren Schwerpunkt vorzüglich in der Klasse der hablichen Bauern suchte, denen Haus und Hof mehr am Herzen lag, als der Seufzer fremder unterdrückter Völker, brachte der Schnellepartei von Seite ihrer weltbürgerlich gestimmten Gegner den Zunamen *Zaunsteckler* ein. Die Periode, in welcher auch die Schnell beim Fürstenhaffe sich betheiligten und die Fahne auf der Jungfrau aufpflanzen wollten, ist eine, ihrer Grundanschauung fremde Episode in ihrem politischen Wirken, entstanden durch besondere Umstände; die Spaltung der eigenen Partei führte sie wieder auf ihren wahren Standpunkt zurück. — Es bleibt übrigens eine bemerkenswerthe Thatsache zum Verständniß der 30er Bewegung und ihrer Leiter, daß keine materielle Versprechungen im Programme aufgenommen waren. Im Gegentheil einer der hauptsäch-

sten Regierungsgrundsätze, zu welchen die Schnell sich jederzeit bekannten, war der des aristokratischen Systems, der Grundsatz der Sparsamkeit im öffentlichen Haushalt. Dieser Grundsatz leitet den hablichen Mittelstand, besonders auf dem Lande, auch im eigenen Hauswesen. Neuerungen bedrohen leicht den Besitzstand, daher das zähe Widerstreben der Schnell gegen weitführende finanzielle Reformen. Vereinfachung der Verwaltung war eine nothwendige Forderung der angestrebten Sparsamkeit.

Aus der Mitte verschiedener Parteigruppen wurden namentlich zwei Anklagen gegen die Politik der Schnelle erhoben, einmal ihre Unterwürfigkeit gegenüber der fremden Diplomatie, vorzüglich der französischen, und ihre anfängliche Begünstigung der fremden Flüchtlinge. Unläugbar ist, daß ihr politischer Barometer mit demjenigen im Westen in enger Berührung stand. Frankreich ward von der Mediationszeit her von der Volksmeinung als Schützerin freisinniger Einrichtungen in der Schweiz angesehen. Die Julirevolution von 1830 brachte diese Ansicht von neuem zur Geltung. Von diesem Glauben ausgehend, betrachteten die Schnelle Frankreich als natürliche Schirmerin der neuen Ordnung der Dinge und ein gutes Einvernehmen daher als Garantie ihres Bestandes. Daraus ergab sich mit der veränderten Haltung der allmählig sich befestigenden Orleans'schen Dynastie auch eine Frontveränderung der Schnell'schen Politik, welcher vor Allem an der ungeschmälerten Festhaltung der 30ger Errungenschaften gelegen war. Dieses Ziel erklärt auch ihr Verhalten gegen die Flüchtlinge. Es war nicht Neigung zu den lustigen Theorien Mancher derselben, sondern bei der Weigerung eines großen Theils der bisherigen Staatsbeamten, den neuen Zuständen sich anzuschließen, der Mangel an hinreichend fähigen und studirten Einheimischen, welcher die Schnell und ihre Freunde für den Staatsdienst unter den Flüchtlingen rekrutiren ließ. Die Hochschule sollte dann für die Zukunft diesem Mangel abhelfen, nebenbei aber auch im Geiste des herrschenden Systems, namentlich die Jünger der Rechts- und Staatswissenschaft heranbilden. Einige der angestellten wissenschaft-

lichen „Freiheitsäulen,“ welche nicht damit einverstanden waren, daß „die Revolution stille stehen müsse in ihrem Gange, wenn sie von Frankreich her nicht mehr unterstützt sei,“ vergalt später ihren Gönnern mit bitterem Undank und wandten das Schwert wider sie.

In der Verfolgung seiner politischen Lebensaufgabe zeigte Karl Schnell eine Energie des Hasses und eine Schroffheit in Wort und That, die fanatisch waren. Mit unerbittlicher Konsequenz auf Sicherung der errungenen Volksherrschaft bedacht, hielt er dafür, daß jede Rücksicht diesem Zwecke weichen müßte; ungescheut wurde daher der Grundsatz proklamirt: „Schutz den politisch Gleichgesinnten, Trutz und Unterdrückung den Gegnern.“ In seiner Rede gegen den Sicherheitsverein (1837) hatte er offen erklärt: „Man muß seine Gewalt zu gebrauchen wissen, man muß nicht meinen, man müsse immer die Gerichtssatzung unter dem Arme haben. Die Regierung hat das Recht der Meinung und hat die Polizeigewalt, und sie soll sich nicht scheuen, sie zu gebrauchen.“ Dieser Grundsatz der „ungleichen Gasse“ für Freund und Feind im politischen Leben konnte einige Zeit Erfolge sichern, aber mußte ganz natürlich als eine Inkonssequenz und eine Versündigung an den selbst erwählten Prinzipien von 1831 zuletzt seinen Bekennern verderblich werden. Gemäß einem solchen Glaubensbekenntnisse bekämpfte er im eigenen Kantone, wie im weitem Vaterlande Personen und Einrichtungen, von denen er für die verfassungsmäßigen Grundsätze mit Recht oder Unrecht Gefahr besorgte; so handelte er in den Basler- und Schwyzern, eiferte er gegen die Sarnerkonferenz, nachdem er doch selber das Siebnerkonkordat geschlossen, richtete er mit unbegrenzter Hartnäckigkeit seine Angriffe auf die alten Regierungsfamilien der Hauptstadt, auf „Patrizier und Krautjunker“ — im Rathe, in Vereinen, in der Presse — immer dasselbe Kriegsgeschrei. Daher z. B. sein Auftreten gegen die eidverweigernden bernischen Offiziere und die in die Erlacherhofgeschichte verwickelten Stadtberner (1832), gegen das Obergericht wegen der Trennung der Reaktionsprozedur (1834), gegen den Sicherheitsverein und das In-

stitut der Familienkisten, vorzüglich Familienkorporationsgüter der Hauptstadt (1837), gegen Amnestie der im Reaktionsprozeß Verurtheilten (1840), wobei er sich nicht scheute selbst die achtungswerthesten Eidgenossen, welche sich für dieselben verwendet hatten, zu verunglimpfen. Weihte er solchen glühenden Haß dem Theile des Patriziats, dessen Opposition gegen die neue Staatsordnung er fürchten zu sollen glaubte, und als „Stadtjunkerthum,“ „Vorrechtlerthum“ u. s. w. vierzehn Jahre lang zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe machte, so stand er andererseits denjenigen Gliedern desselben, welche sich der Reform angeschlossen hatten und mit ihm im Rathe saßen, persönlich näher als den mehrsten Kollegen vom Lande. Er half Patrizier an die Spitze der Regierung stellen und begnügte sich mit der Stellung eines leitenden Rathgebers. Daß er zeitweise selbst dem Gegner nicht die Achtung versagte, bewies seine übrigens sehr naive Aeußerung bei der beanstandeten Wahl eines Patriziers, welcher als eidgenössischer Oberst den Eid verweigert hatte, zu einem hohen militärischen Amte: „Wenn von B. Ja sagt, so gilt mir das mehr, als wenn unser Einer drei Eide leistet.“ —

Den gleichen Meinungshaß wie im Kampfe gegen die Opposition der Altgesinnten, legte er gegen seine frühern Freunde an den Tag, als der Bruch zwischen der Schnellpartei oder Regierungspartei an der Spitze der Schutzvereine und der Nationalpartei mit ihren Vereinen vollendet war. Hatte anfänglich in der warmen Theilnahme für die Polen, auch nach dem verunglückten Savoyenzug (1834), in der freundschaftlichen Aufnahme der fremden Flüchtlinge, namentlich der Deutschen, in ihrer Anstellung an der Hochschule und einigen bürgerlichen Beamtungen, in der trostigen Haltung gegen das Ausland, Uebereinstimmung unter allen Liberalen geherrscht, so kam ein Riß in dieselbe, als der Vorort Bern unter Schnell'schem Einflusse eine willfährigere Politik verfolgte und die frühern Sympathien verläugnete. Der Riß wurde zur unausfüllbaren Kluft, als im Verlaufe der diplomatischen Anstände die Hitze der vorwärts treibenden Nationalgesinnten die vorörtliche Klug-

heitspolitik auf jede Weise an den Pranger stellte. Eine bemerkenswerthe Episode in diesem Kampfe war die empfindliche Schlappe, welche die Schnell bei der Verwerfung des Gesetzesvorschlages erlitten, der die Professoren der Hochschule gleich den bürgerlichen Beamten einer jährlichen Bestätigung oder einer beschränkten Amtsdauer unterwerfen wollte (Mai 1835). Manche unabhängige Großräthe, die zu keiner der Hauptparteien gehörten, hatten den Schlag abgewendet, der die Hochschule betroffen hätte, zunächst aber den Professoren Snell, Troxler und andern Nationalen bestimmt war.

Staatsmann im höhern Sinne war Karl Schnell nicht und wollte auch nicht dafür gelten; zu einem Volksführer dagegen hatte er Anlagen wie Wenige. Von kleiner gedrungener Gestalt, kleinen lebhaft blizenden Augen ²³⁾, wortgewandt, vertraut mit den menschlichen Schwächen und mit der Kunst sie zu benutzen, von einem Charakter, dem eine zähe, über Bedenklichkeiten sich leicht hinwegsetzende Willenskraft zu Gebote stand, kalt berechnend, dabei gleichwohl leutselig und von glattem, einschmeichelndem Wesen, Kenner der Sitten und Neigungen des Volkes, geschäftsfundig, thätig, schlau, satyrisch, — das waren Eigenschaften, die in Verbindung mit seiner finanziellen Unabhängigkeit ihn zu einem Volksmanne eigneten. Begeisterung und großartiger Blick fehlten seinem Wesen; er besaß einen nüchternen Sinn; die Verstandeskräfte überwogen. Eine einseitige juristische Verstandesschärfe half mit zu rechtfertigen, was schon die leidenschaftliche Gereiztheit zu beschönigen sich angelegen sein ließ. Seine Bildung war eine ausgezeichnete zu nennen; wenige seiner politischen Gegner und Freunde mochten ihm gleich kommen an Kenntniß der neuern fremden Litteraturen; auch die alten Werke der Römer umfaßte seine Sprachenkenntniß. Wie schwer fällt es, in der rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit, die sich selbst zur gemein-

²³⁾ Heußler in seiner sonst treffenden kurzen Charakterisirung Schnells findet sie „rückisch-blizend,“ wohl vom stadtbäuerischen Standpunkte aus.

sten Polemik hinreißen ließ, den Mann von gediegener Bildung und feinen Manieren wieder zu erkennen! Und noch schwerer mag es Manchem werden, anzuerkennen, daß Schnell auch Gemüth besaß, weit mehr als sich bei einem solchen Charakter erwarten ließ. Der äußere Schein, sein öffentliches Auftreten spricht gegen dieses Urtheil und doch ist es begründet; sein Leben im häuslichen Kreise bezeugt es. Mit inniger Liebe hing er an den Seinen; er war ein zärtlicher Sohn und seinen Verwandten und Freunden herzlich zugethan. Wenn sein von früher Jugend an geführter Briefwechsel mit seinem Vater die fortdauerndsten Beweise ungewöhnlicher Liebe enthält, so läßt schon der einzige Umstand, daß es bei dem am Schlusse des Jahres üblichen Ankaufe eines neuen Sackkalenders stets sein erstes Geschäft war, darin „den Todestag der lieben Mutter“ anzumerken, auf die ihn beseelende zärtliche Gesinnung schließen. Auch an seinem Besigthum — Haus, Garten und Viehstand — hing sein Herz in fast leidenschaftlicher Weise; und darin lag auch ein wesentlicher Grund seiner Abneigung vor jedem Amte, das ihn zu bleibendem Aufenthalte in Bern nöthigte; deßhalb, als die Umstände ihn zwangen, in die Regierung einzutreten, er die Annahme unter der ausdrücklichen Bedingung erklärte, jeden Samstag nach Hause gehen zu dürfen. Der Verfasser hat von verschiedenen Personen erfahren, die im Sommerhause auf Besuch waren, wie sie Schnell mit einem jungen Lamme, das er zärtlich auf den Armen trug, eine gute Strecke Weges zurückbegleitet hatte; oft sah man ihn umgeben von Tauben, Hühnern und anderm Geflügel, wie er sie liebte und fütterte. —

Schnell war nicht verheirathet und diesem Mangel an eigentlichem Familienleben, wenigstens nach dem Tode seiner Eltern, ist es beizumessen, daß er eine egoistische Lebensweise annahm und dadurch, außer mit seiner nächsten Umgebung, wenig geselligen und gemüthlichen Verkehr unterhielt. Der betrübtte Ausgang seines Lebens ist jedenfalls nicht ohne Zusammenhang mit seiner vereinzelter Stellung im Leben. —

Die Fehler, welche seinem Privatcharakter anhafteten, übten ihre Rückwirkung auf sein politisches Wirken aus. Bei allem Ansprüche auf demokratische Einfachheit, war dennoch Volksgunst ein Ziel, das seinem Streben nicht fremd war. Die Sucht nach Popularität erklärte, daß er, der klare, gewandte Berichterstatter, oft sich einer nachlässigen, volksthümlich derben Redeweise befließ, die nicht aus seinem Temperamente noch seiner humanen Bildung herfloß, sondern politische Berechnung war; die Zuhörer sollten sich in ihm wiederfinden, so war er seines Sieges gewiß.

Ein großes Selbstbewußtsein, welches ein nicht geringes Maß von Eitelkeit im Gefolge hatte, und gepaart mit einem Eigensinn, der oft wider bessere Einsicht in der Festhaltung einer irrigen Ansicht oder einer schiefen Stellung beharrte, gab sich in seiner Handlungsweise zu erkennen. Widerspruch konnte er nicht gut ertragen; er schied gerne aus Kreisen, wo er nicht seine Ansicht durchzusetzen vermochte. Stellensucht plagte ihn nicht, wie er denn 1835 in seinem Entlassungsbegehren von der Regierungsrathsstelle seine natürliche Abneigung vor öffentlichen Geschäften, seinen Hang zum Landleben, seine Gesundheitsumstände und einige Selbstkenntniß, daß er sich nicht zu Staatsstellen eigne, als Gründe seines Begehrens hervorhob; aber Ehrenbezeugungen und Höflichkeitserweisungen im Privatverkehr stimmten ihn günstig und kitzelten seine Eigenliebe. Mit den Werken der französischen und englischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts wohl vertraut, zeigte er auch dieselbe Neigung zum Spotte, die bei ihnen als charakteristisches Zeichen hervortritt. Sie erzeugte jene Frivolität in religiösen Dingen, die namentlich in seiner publicistischen Thätigkeit so anstößig war. Er kannte die Bibel, besonders das alte Testament, besser als manche Theologen, mißbrauchte aber diese Kenntniß für seine gehässige Parteipolemik, indem er sehr häufig auf gewandte Weise schlagende Beweisstellen zur Bekräftigung seiner Angriffe der Bibel entlehnte; sie mußte ihm als Waffenmagazin im leidenschaftlichen Kampfe mit seinen Gegnern dienen. Diese unstatthafte Anwendung seiner Bibellenntniß

kontrastirte mit der ernstern Auffassung des Lebens, wie sie in seiner Jugend, z. B. in der Korrespondenz mit seinem Vater, zum Vorschein kam. In den letzten Lebensjahren ließ er seine geistige Energie zu sehr durch ein gemächliches *dolce far niente* gefangen nehmen, was weder seiner Gesundheit noch seinem Gemüthe sich als zuträglich erwies. Er lebte isolirter als zuvor, und einer großen geistigen Kraft wurden ihre Schwingen gelähmt durch ein unbefriedigtes Dasein.

Vgl. Bern wie es ist, von St. Alban (Baldamus). 2 Bde. Leipzig 1835. Politische Annalen der eidgen. Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834, 1835 u. 1836 von H. Escher (2 Bde. Zürich 1838—39. (bildet den 6. und 7. Band zu Müller-Friedbergs schweiz. Annalen). Die Trennung des K. Basel, dargestellt durch A. Heußler. Zürich 1842. Bd. II. S. 74 und 77 u. f. „der Repräsentant Karl Schnell“ (abgedruckt aus den Schweiz. Annalen. 5. Bd.) Berner Volksfreund 1844. Nr. 12 u. 18 (in diesem sind die beiden Nekrologe der Allgemeinen Augsburger Zeitung abgedruckt). Allgemeine Zeitung von Augsburg. 1844. Beilage zu Nr. 47 (von Nationalrath, damals eidgen. Staatschreiber von Gonzenbach) und Beilage zu Nr. 57. (vom damaligen Bürgermeister Heß in Zürich). Schweizer. Beobachter Bern 1844. Nr. 18. 20. Verhandlungen des großen Rathes der Rep. Bern 1844. Nr. 1 (Anrede des Landammanns). Neue Zürcher Zeitung 1844. Nr. 55. Nekrolog in der Neuen Helvetia. 2ter Jahrg. Zürich 1844. S. 94—100 (von K. Hunziker, gewes. Großrathe und Sekretär des Departements des Innern). Nach diesem Nekrologe vorzüglich ist derjenige im Neuen Nekrologe der Deutschen Jahrg. 1844. S. 120—125 verfaßt. Etudes sur le Canton de Berne; fragments par Péquignot, ancien landammann. Berne, 1847. p. 18—20. Meine Erlebnisse unter dem Berner-Freischaaaren-Regiment etc. von Dr. J. Schnell. 1851. Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850; geschichtlich dargestellt durch J. Baumgartner, Altlandammann. Zürich 1853. B. I. S. 63. 67. 109. 110. 278—279. 284. 299. 449. Bd. II. 1854. S. 6. 130 u. f. 172. 177. 226—27. 271 u. f. 290—91. 401—402. Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogenannten Fortschritts von 1830—1848 u. f. w. dargestellt durch A. von Tüllier. Bern 1854. vorzüglich Bd. I. — Außerdem vergl. man noch über Schnells politisches Wirken seit 1830 die bedeutendern Schweizerzeitungen und die Allgemeine Zeitung von Augsburg, welche in dieser Zeit oft gehaltreiche Korrespondenzartikel von hochstehenden Eidgenossen erhielt. Im Streite der Schnelle mit den Nationalen war der „schweizerische Republikaner“ (in Zürich), später der „schweizeri-

sche Beobachter" (in Bern) Hauptorgan der Letztern; außerdem war die „Allgemeine Schweizerzeitung“ (in Bern) als Oppositionsblatt der Altgesinnten in unermüdlichem heftigen Streite mit den Männern des „Volksfreundes.“ — Die Reden Karl Schnells im großen Rathe sind in dessen Tagblatt der Verhandlungen abgedruckt.

Karl Friedrich Tscharner, von Bern,

Schultheiß von Bern,

geboren 3. Februar 1772, gestorben 9. Mai 1844.

In Lausanne, wohin sein Vater, später Mitglied des kleinen Rathes, 1782 als Landvogt gekommen war, wurde ihm die Erziehung zu Theil, wie sie in den vornehmen Familien üblich war. Der Hauslehrer, welcher ihm und seinem jüngern Bruder beigegeben wurde, war der nachherige Pfarrer Bizio, Vater des „Jeremias Gotthelf.“ Schon im sechszehnten Altersjahre kam er dann als Unterlieutenant in das französische Schweizerregiment von Ernst (24. Okt. 1788), mußte mit demselben die schimpfliche Behandlung ertragen, welcher es bei dem Ausbruche der Revolution im Süden Frankreichs von Seite der rohen und blutdürstigen Marseillaner ausgesetzt war, und kehrte dann, 1791 zum Unteraidemajor befördert, bei der darauf erfolgten Auflösung desselben in sein Vaterland zurück (1792). Im Jahre 1796 wurde er zum Hauptmann einer Musquetierkompagnie im 4ten Bataillon des Regiments Emmenthal ernannt. Beim Einfalle der Franzosen stand er, wie alle heimgekehrten gedienten Offiziere in die Bernertruppen eingereiht, in den Märztagen 1798 bei Neueneck und wohnte dem dortigen Treffen bei ¹⁾. — Während der Helvetik nahm

¹⁾ Genaueres über seine in den gedruckten Nekrologen (die spätern schrieben wohl dem zuerst erschienenen nach) erwähnte Theilnahme konnte ich nicht ermitteln, da Tscharners noch lebende, ihm nahe gestandene Zeitgenossen, die den Kampf mitmachten, sich nicht mehr zu erinnern vermögen. Gewiß ist nach den Akten des Kriegsarchives, daß zwei Bataillone des Emmenthalischen Regiments im Felde standen; das erste schlug sich bei Laupen, das zweite an

er keine öffentliche Stellung ein, sondern betrieb ausschließlich und mit großem Eifer, der erst später durch die vielen amtlichen Geschäfte nachlassen mußte, die Landwirthschaft, zuerst auf dem Weißensteingute seines Schwiegervaters von Mutach, dann nach dem Tode seines Vaters (1799) auf dem väterlichen Erbgute, der sogenannten Besenscheuer, zu welchem er später das schöne Sulgenbachgut noch ankaufte. Bei der Einführung der Mediationsregierung trat er, von der Wahlzunft Guggisberg vorgeschlagen, in den großen Rath (11. April 1803). Die Staatsämter, welche ihm nun allmählig übertragen wurden, erhielt er der Zeit nach in dieser Aufeinanderfolge: im Juni 1803 wurde er „Departements-Kommandant“ von Sestigen, und ihm zwei Jahre nachher der Rang eines Oberstlieutenants ertheilt; noch 1803 Mitglied der Schallen- und Arbeitshausdirektion, 1807 des Appellationsgerichts und 1811 der Brandaffekuranzkammer, deren Präsident er später wurde (1822). Sogleich beim Beginne der Restaurationsregierung gelangte er wieder in den großen Rath (12. Jan. 1814), wurde Oberstlieutenant eines Reservebataillons, Mitglied des neuen Appellationsgerichts (1816), Heimlicher (1. Sept. 1816) ²⁾, Kanzler (Präsident) der über

der bernisch-solothurnischen Grenze. Der daselbst nicht in Gefangenschaft gerathene kleinere Theil zog sich zurück und kam dann wieder bei Neueneck ins Feuer. Das 3te und 4te Emmenthalerbataillon — im letztern war Tscharner Hauptmann — wurde erst am 3. März aufgeboten; sie kamen bis Burgdorf, wurden aber, da diese Stadt ihnen Quartier verweigerte, sogleich wieder nach Hause entlassen. Befand sich nun gleichwohl Tscharner bei Neueneck oder Laupen, so muß er als Freiwilliger oder Stellvertreter bei einem andern Korps mitgezogen sein.

²⁾ Der kleine Rath bestand aus dem regierenden und ausbedienten Schultheißen, 23 Rathsgliedern und 2 Heimlichen. Die Letztern hatten mit dem Altschultheißen und dem Seckelmeister besonders über den verfassungsmäßigen Gang der Geschäfte zu wachen. Durch die Heimlichen konnte jedes Standesglied Mahnungen und Anzüge anbringen lassen, wobei sie bei ihrem Gide verpflichtet waren, die Namen der Anzüger zu verschweigen; daher die Benennung Heimlicher. Gab es unter den eigentlichen Rathsherren eine Lücke, so rückte der ältere Heimlicher vor. Ihre Stellung hatte einige Aehnlichkeit mit den römischen Volkstribunen, wurde aber in der Praxis meist sehr zahm ausgeübt.

die Akademie, Gymnasium und Literarschule gesetzten Behörde (Kuratel) (1. Okt. 1817) ³⁾, Beisitzer der Landesökonomie-Kommission, und am 31. Dez. desselben Jahres Präsident der zur Revision der Gerichtssatzung niedergesetzten engern Civilgesetzgebungskommission; bald darauf legte er das Präsidium der Criminalgesetzgebungskommission nieder, welches er ebenfalls bekleidet hatte. In der Dezyember Sitzung von 1818 wählte ihn der große Rath zu einem Mitgliede der Kommission, welche den Bestand des Staatsvermögens zu untersuchen und eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1819 zu entwerfen hatte. Die Untersuchung dieser außerordentlichen Finanzkommission bildete die Grundlage einer neuen Epoche in der kantonalen Finanzverwaltung. Der durch Ersparniß und Eröffnung neuer Hülfquellen gegründete Schuldentilgungsfond konnte allmählig die Wunden heilen, welche die Jahre 1815—1817 dem Lande geschlagen hatten. Das Jahr 1819 brachte Tscharner folgende neue Stellungen: zuerst ward er Beisitzer der außerordentlichen Staatsökonomie-Kommission, welche die angenommenen Grundsätze im Finanzwesen nun in Vollzug zu setzen hatte; dann Mitglied des kleinen Rathes (7. Juni) und des Justizrathes (13. Dez.), dessen Präsidium er einige Monate später erhielt. Nachdem er wegen vielen amtlichen Geschäften sowohl die ihm im Mai 1820 übertragene Stelle

³⁾ Tscharner trat schon nach zwei Jahren von dieser Stelle zurück, zu welcher ihm der erforderliche hohe Grad wissenschaftlicher Bildung und pädagogischer Einsicht fehlte, um mit Glück die Interessen dieser Anstalten zu fördern. Das Schreiben, womit die Regierung die Annahme des eingereichten Entlassungsbegehrens erklärte, anerkennt, daß, obgleich er, „die beschwerliche Stelle eines Kanzlers... nicht aus Neigung übernommen“ er ungeachtet „der bisweilen unbeliebigen Verrichtungen“ dennoch stets „eine unverdroffene Thätigkeit, Ordnungsliebe, Einsichten und reinste Bestrebungen an den Tag gelegt habe.“ Man kann zwischen den Zeilen lesen, daß selbst die Behörde das Aufhören der Wirksamkeit Tscharners in dieser Sphäre nicht beklagte. Auf allgemeinen Wunsch übernahm dann wieder der frühere Kanzler von Mutach den Vorstand der Kuratel.

eines Präsidenten der außerordentlichen Militärkommission niedergelegt, als auch die Entlassung aus der Landesökonomiekommission genommen hatte (1821), fielen ihm bald neue Geschäftszweige zu, zunächst das Präsidium der Schuldentilgungskommission und 1824 die Stellung eines Oberaufsehers der Hagelassekuranstalt. — Sein erstes Erscheinen an der Tagssagung fällt in das Jahr 1829, welcher er als erster Legationsrath (zweiter Gesandte) bewohnte, in gleicher Eigenschaft auch im folgenden Jahre. In diesem begann ein neuer Abschnitt in der staatsmännischen Laufbahn Tscharners; der Umschwung der Staatsverhältnisse führte ihn zur obersten Würde der Republik Bern.

Hatte er in der ersten Hälfte der Restaurationszeit in wichtigen Fragen sich mehr zur streng aristokratischen Richtung in den Räthen gehalten und daher z. B. bei der Beurtheilung der Oberländer Unruhen von 1814 in scharfer Weise als Vertheidiger der Legalität die Strafe des Gesetzes eintreten lassen helfen, so neigte er sich später zu liberalern Ansichten hin, so daß er, als die Rückwirkungen der Julirevolution auf unser Vaterland sich kund gaben, von der Volksstimme bereits zu den „freisinnigen Rathsherren“ gezählt wurde. Schreiben die Einen diese Sinnesänderung dem Umstande zu, daß sein bedeutender Grundbesitz und seine amtlichen Geschäfte ihn in vielfache Berührung mit dem Landvolke brachten und so ein richtiges Verständniß der Bedürfnisse des Landes in ihm erzeugten, so bezeichnen Andere dieselbe nur als eine Folge unbefriedigten Ehrgeizes, welchem die obersten Staatswürden vergeblich als Ziel vorschwebten ⁴⁾, und auch namentlich seiner

⁴⁾ Von wohlunterrichteter Seite weiß der Verfasser, daß Tscharner nicht erst (wie Tillier, die Neue Zürcher-Zeitung und der Nekrolog in der Allgem. Zeitung annehmen) durch die Uebergehung bei der Schultheißenwahl (1827), wobei er gar nicht in Vorschlag kam, sondern besonders durch den von seiner Person absehbenden Vorschlag bei der Wahl eines Seckelmeisters (1826), dieser gewöhnlichen Vorstufe zur obersten Würde, und durch seine Nichtwahl in den geheimen Rath, dem er gerne angehört hätte,

nähern Verbindung mit dem geistreichen, dem Liberalismus huldigenden Professor Samuel Schnell, der als Mitglied der Gesetzgebungskommission durch seine Gewandtheit und Rechtskenntniß entschiedenen Einfluß auf Tscharner ausübte, welchem seine allerdings vieljährige Erfahrung, sein sorgfältiges, fleißiges Aktenstudium und eine treue Benützung des Rathes seiner gelehrten Kollegen, besonders Schnells, den Mangel gründlicher juridischer Fachkenntnisse ersetzen mußten. Am richtigsten wird wohl die Annahme eines Zusammenwirkens dieser verschiedenen Motive seine allmählig veränderte politische Haltung erklären. Als nun im Winter 1830—31 die Reformbewegung auch den Kanton Bern ergriff, und der große Rath zur Abnahme und Untersuchung aller auf Abänderung der Verfassung einlangenden Volkswünsche eine sogenannte *Standeskommission* niedersekte ⁵⁾, ward auch Tscharner in dieselbe gewählt (6. Dez. 1830). Als sie aber ihren ersten Bericht vorlegte, trat dann der große Rath in seine Behandlung nicht ein, sondern beschloß unter dem gewaltigen Eindrucke der Münstingerversammlung vom 10. Januar, weil er „das Zutrauen des Volkes verloren habe,“ mit ungeheurer Mehrheit, die Bearbeitung einer neuen Verfassung einem eigenen, vom Volke zu wählenden Verfassungsrathe zu überlassen. Der Entwurf einer Proklamation an das Volk und die Anordnung zur Aufstellung eines Verfassungsrathes wurde der Standeskommission übertragen (13. Jan. 1831). Die Fortdauer unruhiger Auftritte in den Aemtern Del-

verbittert wurde. Die aller Uebung widerstrebende Beförderung des jüngsten Rathsherrn, des frühern Geheimrathschreibers Emanuel Friedrich Fischer, auf den Schultheißenstuhl mit Uebergehung aller im Rathe grau gewordener Kollegen, berührte allerdings, wie Andere auch Tscharner empfindlich und steigerte seinen Unmuth. In der Mitte des großen Rathes hatten ausgezeichnete Geistesgaben und persönliche Beliebtheit über hergebrachte Sitte und Einzelverdienste den Sieg davon getragen, ein Ereigniß, das natürlich Alle, die sich zur Konkurrenz berechtigt fühlten, nicht mit Freude erfüllen konnte.

⁵⁾ Es langten im Ganzen 590 Bittschriften und Vorstellungen ein!

berg und Bruntrut bewog die Regierung zur Absendung zweier Kommissarien in den Personen von Tscharner und Oberstlieutenant Koch (20. Jan.).

Am 9. Februar ernannten die Wahlmänner des Amtes Bern Tscharner zum Mitgliede des Verfassungsrathes. Dieser selbst wählte ihn dann zu seinem Präsidenten. Seine entschiedene Parteinahme für die Reform bewies er bald hierauf im Schooße der Regierung durch den Antrag für Aufhebung der Censur, der aber zuerst nicht beliebte und erst später die gebührende Berücksichtigung fand, als die Verfassungsarbeiten dem Grundsatz der Pressfreiheit den Weg bahnten. Angriffe der Altgesinnten gegen seine Person wegen seines rückhaltlosen Anschlusses an die Reformbewegung und die sofortige gereizte Spannung in seinen gesellschaftlichen, selbst verwandtschaftlichen Verhältnissen, mußten ihn bei seinem Charakter nur um so mehr an die neue Ordnung der Dinge fesseln, deren Hauptbeförderer ihre Anerkennung für seine entschiedene Haltung ihm dadurch zu erkennen gaben, daß sie nach Annahme der Verfassung seine Wahl in den großen Rath in **15** Wahlkreisen bewirkten, ein wirklich großartiges Zutrauensvotum ⁶⁾. Bei Konstituierung der neuen Behörden wurde er fast einmüthig, mit **185** Stimmen unter **191** anwesenden Großräthen, zum Schultheißen ernannt (17. Okt. 1831), welche Würde er bis zu seinem Tode sieben Male bekleidete, indem er nach vollendeter jährlicher Amtsdauer stets zum Vizepräsidium der Regierung berufen, bei wiederkehrender Neuwahl jedes Mal wieder an die Spitze derselben gestellt wurde. Als Schultheiß stand er von Amtes wegen als Präsident dem diplomatischen Departement vor. In den Jahren 1836 und 1842, da Bern Vorort war und Tscharner Schultheiß, war er somit Tagungspräsident; 1835 und 1841, den zwei andern

⁶⁾ Wie der in mehrere Nekrologe und in verschiedene Zeitungen übergegangene Irrthum, als ob Tscharner in 24 Wahlkreisen gewählt worden wäre, entstanden sein mag, ist dem Verfasser unbegreiflich; Baumgartner gibt ungenau 14 an.

Vorortsjahren, saß er als Vizepräsident in der vorörtlichen Behörde, zu welcher seit Dezember 1834 das diplomatische Departement umgewandelt worden war. Außerdem vertrat er noch einige Male den Stand Bern als dessen erster Gesandter an den verschiedenen ordentlichen und außerordentlichen Tagsatzungen von 1832—34.

Andere amtliche Stellungen in der 30er Epoche, die er noch bekleidete, waren das Präsidium des Bau=departements (1833 bis und mit 1837) und des Justiz=departements (1838 bis und mit 1843). In der erstern Stellung war seine Thätigkeit keine gar glückliche, indem theils zu kostbar oder unzweckmäßig angelegte Straßenbauten (z. B. Bielerseestraße), theils das neue, von ihm nachdrücklich befürwortete, in der Erleichterung der Gemeinden viel zu weit gehende Straßengesetz dem Staate ungeheure Opfer aufbürdeten. Freilich war damals die Staatskasse noch in blühendem Zustande; aber immerhin mußte die Zukunft den Wunsch, die neue Ordnung und ihre Träger in der Gunst des Volkes zu befestigen, schwer büßen. Zudem trat er der eingerissenen Unordnung in seinem Geschäftskreise durch angestellte Beamte nicht mit weiser Energie entgegen, so daß sein Rücktritt von dieser Stellung für die Verwaltung ein Gewinn war.

Die öffentliche Wirksamkeit Tscharners, seit er an der Spitze des bernischen Gemeinwesens stand, erlitt eine sehr ungleiche Beurtheilung, indem die von ihm befolgte Politik zahlreiche Gegner fand. Es war vorzüglich die Anschauungsweise der Brüder Schnell, welche er theilte; in allen eidgenössischen Fragen und den meisten kantonalen folgte er ihrem Rathe unbedingt. Der geschäftskundige, feine und in der Kunst, seine Umgebung zu beherrschen, wohl bewanderte Dr. Karl Schnell mit seiner vielseitigen Bildung war es vorzüglich, der, die Vorzüge und Schwächen desselben gewandt benutzend, in und außerhalb den Behörden den Schultheißer leitete und diesen Einfluß uneingeschränkt ausübte, bis die Brüder Schnell im Jahr 1838 aus ihren öffentlichen Stellen zurücktraten. Die Gegner der letztern waren somit auch diejenigen Tscharners,

dessen seit dem Rücktritte Jener schwindende Bedeutung und bisweilen veränderte Haltung am besten bewies, welchen Eingebungen er früher gefolgt war. Als Anhänger der Schnell'schen Politik erblickte man ihn daher z. B. in den Basler Wirren in den Reihen der Gegner der Stadt, als Miturheber des Siebnerkonkordats (1832), als Freund der 1833 in die Schweiz gedruckten Polen und im Steinhölzlihandel, als einen der Vorkämpfer der Aufhebung des obergerichtlichen Trennungsbeschlusses der Reaktionsprozedur (1834), als Vertheidiger des Gesetzesvorschlags für eine Bestätigung oder beschränkte Amtsdauer der Professoren der Hochschule und der bürgerlichen Beamten (1835), theilweise in den Angelegenheiten der Badener Konferenz und der Jura-Wirren (1836), ferner in den Flüchtlingskonflikten und dem Conseil- (1836) und Napoleonshandel (1838). In den vielfachen gehässigen Reibungen der Regierungsbehörden mit den Stadtbehörden zeigte er, auch gereizt durch die stete Opposition Seitens seiner Standesgenossen, nicht die wünschbare, kräftige Unparteilichkeit, wohl hauptsächlich weil er es scheute, den Brüdern Schnell entgegenzutreten, deren „Volksfreund“ die bedeutendste Quelle war, aus welcher die Anfeindungen gegen die Hauptstadt, vornämlich gegen die größtentheils den patrizischen Familien angehörenden Leiter des städtischen Gemeinwesens Nahrung erhielten. Nur 1840, in der Amnestiefrage der durch die Reaktionsprozedur Verurtheilten, wiewohl sehr vorsichtig, da der „Volksfreund“ aufs heftigste widersprach, und energischer 1843, als die Mehrheit des Regierungsrathes über den Burgerrath der Stadt Bern wegen des Antrages auf Rückerstattung der durch die Reaktionsprozedur für die Siebnerkommission erwachsenen Kosten die Abberufung aussprach, nahm Tscharner einen mildern Standpunkt ein.

Der uneingeschränkte Einfluß seines Kollegen, des Schultheißen Neuhaus, und das Eintreten körperlicher Leiden, deren Stärke zu Zeiten auf seine Thätigkeit lähmend wirkte, hatten nebst der Entfernung der Brüder Schnell das Ihrige beigetragen, Tscharner in den letzten Lebensjahren mehr in den Hintergrund zu stellen. Er fühlte sich

vereinzelt, ohne aber dadurch in der Erfüllung seiner Geschäftspflichten entmuthigt zu werden; er blieb, soweit es sein Gesundheitszustand gestattete, gewissenhaft arbeitsam und pflichttreu bis an sein Ende. Er starb nach ziemlich langwieriger Krankheit und erhielt durch die Anordnung der Regierung auf Veranstaltung von Schultheiß Neuhaus die Ehre eines außerordentlich feierlichen Leichenbegängnisses unter allgemeiner Theilnahme der Staatsbehörden, des Offizierkorps und des Publikums; im „Beobachter“, der früher Tscharner so heftig angefeindet hatte, war die Nachricht seines Todes in Trauerrand gefaßt und erklärt, es sei ein Biedermann und treuer Volksfreund gestorben. Professor Luz hielt das Leichengebet im Münster, gleichsam sein eigener Schwanengesang. Alle Glocken der Stadt läuteten, während der ungeheure Leichenzug nach dem Friedhofe hin und wieder zurück sich bewegte; — ein Jahr nur und auch die Ordnung der Dinge ging zu Grabe, deren erstes Haupt noch vor dem Sturme seine Ruhestätte gefunden hatte 7).

Als Privatmann sicherte ihm seine Rechtlichkeit ungeschmälerte Achtung; doch war er nicht frei von einer gewissen Härte und Heftigkeit; selbst Leidenschaftlichkeit trat nicht bloß in seinem öffentlichen Leben hervor. Wer es verstand, sich bei ihm in Gunst und Vertrauen zu setzen, der hatte an ihm einen festen Rücken; Tscharner war nicht wetterwendisch. Um als Staatsmann zu glänzen, dazu fehlten ihm die erforderlichen Geistesgaben. Daß er zu so hohen Würden gelangte, verdankte er außer der Gunst der Umstände und seiner politischen Haltung wesentlich seinem angestregten Geschäftsfleiß, seiner Pflichttreue, seinem

7) In schneidendem Kontraste mit dem Brunke der Leichenseier, wie Bern seit der Bestattung des Schultheißen Steiger (1805) keine gesehen, stand die äußerst kühle Erinnerung an den verstorbenen Schultheißen in der nur drei Wochen später vom Landammann Funk gehaltenen Eröffnungsrede des großen Rathes. Der einst von 15 Wahlkreisen Auserkorene wurde nicht einmal namentlich erwähnt, das ausgesprochene Lob noch in beschränkter Weise ertheilt. Der alte Schultheiß von 1831 genügte den Zukunftsmännern von 1846 nicht mehr.

praktischen, wenn auch nicht scharfen Verstande, seiner mit gutmüthiger Verbtheit gemischten Leutseligkeit im amtlichen Verkehre, seiner langen Erfahrung, seiner Stellung als großem Grundbesitzer, was ihm die Zuneigung und das Vertrauen der wohlhabenden Klasse der Landleute, die in den 30er Jahren die Hauptstütze der Staatsgewalt bildete, wesentlich verschaffte und bewahrte. Seine unpartheiische Leitung des Justizrathes hatte überdies wesentlichen Antheil an seiner Popularität; vom Oberamtmann bis zu den niedern Staatsbeamten hatte Mancher seine strenge Unpartheilichkeit rücksichtslos zu erfahren gehabt. Bei der leidenschaftlichen Stimmung der Parteien trug das schroffe Verhältniß zu den Altgesinnten unter seinen Standesgenossen nicht wenig bei, ihn bei den Anhängern der neuen Ordnung der Dinge zu empfehlen. Tscharner war kein schöpferischer Geist, kein Staatsmann im höhern Sinne; Scharfblick, Gewandtheit, tiefere positive Bildung und staatsmännische Ideen, die Gabe des schnellen Ueberblickes, geistige Beweglichkeit, feste, einsichtige Konsequenz — Eigenschaften, die den wahren Staatsmann begründen, gingen ihm ab, und weder sein Ehrgeiz, noch sein unlängbares Bestreben, das Wohl seines engern und weitem Vaterlandes zu fördern, vermochten diese Mängel zu ersetzen. Es fehlte ihm nach dem unpartheiischen Urtheile des gewesenen helvetischen Ministers Stapfer (in Renggers Leben und Briefwechsel, 1847) „die Entwicklungsgabe dessen, was in der Majorität Gemeinfinniges und Brauchbares verhüllt lag,“ und somit eine Haupteigenschaft zu einer segensreichen, bedeutungsvollen Wirksamkeit. Er war ein Praktiker, von gesundem Urtheile in gewöhnlichen Geschäften, im Allgemeinen extremen Meinungen abgeneigt. In der Lösung verwickelter Verhandlungen traten manchmal seine langsame Fassungskraft und unbehülfliche und schwerfällige Leitung stark hervor, und reichte oft seine Logik nicht aus; trat noch sein Eigensinn hinzu, der am einmal Erfassten hartnäckig festhielt, so begründet eine Abweichung auch sein mochte, so nahm nicht selten die Verhandlung eine komische Wendung, welche die ernststen Gesichter der „Tagherren“ aufheiterte. Rednergabe

besaß er nicht, dennoch fesselten seine weißen Haare, seine kräftige Stimme, der Ernst in seiner äußern Erscheinung und das Gewicht seiner Stellung die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Sollte man ihm nicht Bewunderung, die Ehrerbietung konnte man ihm nicht versagen.

Es wäre vergebliche Mühe, ihn von dem Vorwurfe eines taktlosen linkischen Benehmens ganz rein zu sprechen, welchen sein Verhalten in den diplomatischen Verwicklungen mit dem Auslande ihm zuzog. Offenbar wahrte er, namentlich gegenüber den französischen Gesandten (Rümigny, Montebello), nicht immer die Würde seiner Stellung, und bewies er eine, die National- und Standesehre empfindlich berührende Willfährigkeit gegenüber dem fremden Einflusse; aber irrig wäre der Schluß, diese Handlungsweise einfach als Mangel ächt schweizerischer Gesinnung, als Charakterschwäche oder bloße Unbeholfenheit oder Unfähigkeit zu erklären. Theils kam er in den Fall, für die bald einseitige, gegen die fremden Mächte wie gegen die eidgenössischen Mitstände polternde, verlegende, bald schwankende und nachgebende, jedenfalls oft unkluge und sich widersprechende und Bern mehr als einmal isolirende Politik büßen zu müssen⁸⁾, welche die Parteiführer — er in ihrem Gefolge — in einigen Tagesfragen befolgt hatten, wobei ihm dann das Vermögen fehlte, mit Klugheit und möglichster Würde aus der Sackgasse sich zurückzuziehen; theils war es seine Ansicht, welche er mit den Brüdern Schnell theilte, daß Frankreich eine sichere Stütze für den Bestand des liberalen Systems in der Schweiz sei und ein gutes Einvernehmen mit dieser Macht eine Garantie für die heimische Wohlfahrt bilde⁹⁾. Aengstlich vermied er daher jeden Konflikt

8) Von solchen persönlichen Zurücksetzungen wird z. B. erinnert, wie er, obgleich Bundespräsident, 1836 bei der von der Tagsatzung vorgenommenen Wahl ihrer Spezialkommission für Berathung der Flüchtlingsangelegenheit und der französischen Note erst als der zweite gewählt wurde, worauf er die Wahl beharrlich ablehnte.

9) Wie viele schweizerische Staatsmänner haben übrigens unter oft veränderten Verhältnissen seit Jahrhunderten auf den Wind von Frankreich geschaut, ohne daß ihre Vaterlandsliebe in Zweifel gezogen wurde?

mit ihr; als daher im Laufe der Ereignisse bei verschiedenen Anlässen die französische Diplomatie mit Zumuthungen drängte, wich er der versuchten Einschüchterung rascher, als es sich mit dem schweizerischen Selbstgeföhle vertragen konnte. Er hatte allerdings den Schein, „beinahe französischer als Frankreich selbst zu sein“ ¹⁰⁾. Die Nationalpartei, in deren Mitte besonders die publizistische Wirksamkeit von Prof. Ludwig Snell (im schweizerischen Republikaner und nachher im schweizerischen Beobachter) von Bedeutung war, der dann am 14. Oktober 1836 auf Tscharners Antrag durch die Regierung wegen Theilnahme an den Umtrieben der deutschen Flüchtlinge und seinem verderblichen Einflusse auf unsere innern Angelegenheiten aus dem Kanton Bern verbannt wurde ¹¹⁾, — glaubte sich berechtigt, den

¹⁰⁾ Für sein hartnäckiges Zusammenstimmen an der Tagssagung mit den sogenannten „Sarnerständen“ im Sinne einer, frühere Sprünge gutmachenden Nachgiebigkeitspolitik erhielt er am 7. März 1837 vom großen Rathe ein Mißbilligungsvotum (59 gegen 28 St.); zu gleicher Zeit beschloßen 66 St. gegen 25 dem Schultheißen die Mißbilligung für seinen Vortrag bei der Bundesrevisionsberathung auszusprechen, der das Gewicht der bernischen Instruktion für einen Verfassungsrath durch Aeußerung persönlicher Zweifel über ihre Möglichkeit, ja Wünschbarkeit geschwächt habe. — Da der Regierungsrath selbst in seiner Mehrheit diese Mißbilligung beantragt hatte, so fand sich im großen Rathe leichter eine Mehrheit; Hans Schnell nahm vergeblich den Schultheißen in Schutz; Regierungsrath von Ernst rief: „zwei Mißbilligungen an einem Tage, das ist mehr, als ein Ehrenmann ertragen kann.“ Bei der geringen Zahl der Anwesenden hatte der Vorfall keine große Tragweite; es war weniger eine Parteiniederlage, obschon hauptsächlich die Nationalen (Neuhaus, Fellenberg, Stettler u. A.) die Opposition bildeten, als vielmehr ein persönlicher Hieb, dem sich Tschärner zum Theil unvorsichtig ausgesetzt hatte. — Den Tag vorher war Karl Schnell wieder in die Regierung gewählt worden; dieß mochte dem Schultheißen etwas die Bille versüßen.

¹¹⁾ Bürgermeister Zehnder von Zürich, damals dritter Gesandter dieses Standes an der Tagssagung, berichtete in seinem Legationsberichte vom 27. Okt. 1836, daß „nach den Erkundigungen der zürcherischen Gesandtschaft bei Mitgliedern der Berner Regierung“ die Wegweisung Snells auf folgende „höchst auffallende Weise“ beschloßen worden sei. Als die vom diplomat. De-

Schultheiß ein „willenloses Werkzeug des französischen Gesandten“ nennen und namentlich nach der Annahme eines Nachtbesuches des Herzogs von Montebello, wobei dieser mit der Drohung des Ministers Thiers von einem *blocus hermétique* auftrat (5. August 1836), — ihn in den öffentlichen Blättern und in einem zuerst im „Wächter“ erschienenen, hierauf in besondern Abdrücken verbreiteten, „der Herzog und der Schultheiß“ betitelten heftigen Spottgedichte auf die schonungsloseste Weise an den Pranger stellen zu dürfen¹²⁾, während andererseits die Schnelpartei ihm kräftig zur Seite stand und ihm im Rathe und in der Presse die wirksamste Unterstützung zu Theil werden ließ. Den unumwundensten Ausdruck ihrer Sympathie für seine bei den diplomatischen Anständen bewiesene Handlungsweise enthielt die später zum Gegenstande erbitterter Polemik gewordene Ergebenheitsadresse der in Goldbach versammelten 22 angesehenen Männer aus dem Emmenthal (6. Sept. 1836). Tscharners Charakter und Lebensverhältnisse machten ihn zu einem ebenso natürlichen Bekenner der Schnell-schen Anschauungsweise, als sie in ihm keine Zuneigung für die idealistisch = kosmopolitische Politik der Nationalen hervorrufen konnten. — So nachgiebig übrigens Tscharner gegenüber der Diplomatie erschien, so ist es doch Thatsache, daß bei Gelegenheit Mitglieder der fremden Gesandtschaften sich äußerten, wie sie lieber mit seinem geschmeidigen Collegen von Tavel verkehrten, als mit Tscharner, dessen eintöniges, schnarrendes *hm, hm!* sie in größere Verlegenheit

partemente beantragte Abberufung der beiden Brüder Snell von der Mehrheit verworfen, dagegen Ludwig Snells selbst nachgesuchte Entlassung zum Beschlusse erhoben wurde, so erhob sich „das Präsidium, Hr. Tscharner, und rief ergrimmt aus: so muß mir wenigstens dieser Hund zum Land hinaus; wer dazu stimmt, hebe die Hand auf! — und die Mehrheit der Hände erhob sich!“ — Nicht sehr erbaulich aber die Stimmung der handelnden Personen bezeichnend! Siehe Escher Bd. II. 441—42.

¹²⁾ Escher polit. Annalen B. II. 300—302. — Eine die Annahme des Nachtbesuches rechtfertigende Mittheilung in der Augsburger Allgem. Zeitung. 1836. Nr. 248. Beilage.

sehe als die gewandteste Beweisführung. — Erwähnung verdient noch, daß, als in Folge der Bundesrevisionsbestrebungen von Seite einzelner Kantone im J. 1834 der einflußreichen Stellung der Vororte durch die Wünsche für Aufstellung eines denselben beigegebenen Repräsentantenrathes Gefahr drohte, auf Tscharners Anregung hin an der Kreuzstraße bei Zofingen eine am 16. Mai durch Abgesandte der drei Vororte beschickte Konferenz stattfand. (Von Bern nahmen die Regierungsräthe Schnell und von Tavel Theil) ¹³⁾.

Bei einer sorgfältigen Würdigung seiner Naturanlagen, seines Charakters und seines Wirkens wird der unbefangene Historiker eine gerechte Beurtheilung dieser Persönlichkeit weder in der Bezeichnung Baumgartners finden, der seinem Charakter die „vollendetste Ehrenhaftigkeit“ zuschreibt, noch in Tilliers übler Nachrede, der sich nicht scheute, die im Leben bestandene heftige Entzweiung mit seinem nahen Anverwandten, wovon die Sitzungen des Regierungsrathes manchmal Zeuge waren ¹⁴⁾, noch über das Grab hinaus festzuhalten, Tscharners Charakter und intellektuellen Eigenschaften zu nahe zu treten und ihn in Uebereinstimmung mit Baldamus und mit Escher in seinen Annalen als bloßen „Nachkläffer und blindes Werkzeug, Strohmann, Marionette der Brüder Schnell“ zu schildern; sondern die Wahrheit wird in einer mäßigen Schätzung bestehen, Lob und Tadel etwas sparsamer ertheilen. Die Geschichte wird den ersten Schultheissen des „regenerirten Bern“ zu den Staatsmännern zählen, die bei mannigfachen Schwächen und nicht hervorragenden Talenten, dennoch unter schwierigen Verhältnissen mit Eifer und redlichem Sinne ihrem Lande aner kennenswerthe Dienste geleistet haben.

¹³⁾ Baumgartner, II. 69—70.

¹⁴⁾ Einmal besonders brach der von seinem Kollegen und Verwandten in einem anonymen Artikel der Augsburger Zeitung heftig angegriffene Schultheiß vom Präsidentenstuhle herab in eine förmliche Scheltung gegen denselben aus, die dann vom Kollegium durch einen Beschluß aufgehoben wurde.

Vergl. obigen Aufsatz über Karl Schnell. Bern wie es ist. Von Eugen von St. Alban (Baldamus). Leipzig. 1835. 2 Theile, I. 87-89. II. 64 u. a. a. D. Politische Annalen der eidg. Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834, 1835 und 1836, von H. Escher, 2 Bde. Zürich. 1838-39 (bildet den 6. u. 7. Bd. von Müller Friedbergs Schweiz. Annalen). Intelligenzblatt für die Stadt Bern 1844. Nr. 112, 113. Beil. 114. Beil. Schw. Beobachter 1844. Bern. Nr. 57. 58. Berner Verfassungsfreund 1844. Nr. (?). Neue Zürcherzeitung 1844. Nr. 135. — Allgemeine Schweizerzeitung 1844. Nr. 58. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Augsburg. 1841. Nr. 339. 348. Beil. 1844. Nr. 152, abgedruckt im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1844. S. 417-420. Neue Helvetia. Zweiter Jahrgang. Zürich. 1844. S. 346-348. (von C. Hunziker, gew. Großrath und Departementssekretär). Péquignot, études sur le Canton de Berne. 1847. Berne p. 21-22. Baumgartner, die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830-50. Zürich. Bd. I. und II. 1853-54 von Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogenannten Fortschrittes von 1830-1848 u. s. w. Bern. Bd. I. und II. 1854. in den betreffenden Abschnitten über Bern und allgemeine schweizerische Verhältnisse; Charakteristik hauptsächlich Bd. I. 327-329. Dr. J. Schnell, Erlebnisse unter dem Berner-Freischaren-Regiment, Burgdorf. 1851, an verschied. Orten. Escharner's Reden im Verfassungsrathe und im Großen Rathe stehen in dem gedruckten Tagblatt ihrer Verhandlungen. Ueber sein Wirken seit 1830 vergl. man noch die größern schweizerischen, namentlich die bernischen Zeitungen; außerdem die oft noch von Hochstehenden (z. B. Gonzenbach, Tillier, Baumgartner, Bluntschli, Zehnder, Siegwart, Heß) mit Correspondenzen bediente Allgemeine Zeitung von Augsburg von 1831-1844.

Joh. Lamb. Fid. Amable Freiherr von Baricourt, von Gex und Bern,

Geniehauptmann in Frankreich, Adjutant des Generals v. Erlach im Jahr 1798, bairischer geheimer Rath und Kammerherr, geboren 30. August 1766, gestorben 21. April 1846 ¹⁾.

Er stammte aus einer adeligen Familie des Pays de Gex und war Ingenieur en chef in Frankreich. In Folge

¹⁾ Im bürgerlichen Stammbuche heißt er Freiherr Ruff von Baricourt, wohl ein in Baiern erhaltener Zuname; weder in der Bürgerrechtsbewerbung noch irgendwo erscheint sonst derselbe.

der Schrecken der dortigen Revolution wanderte er, ein getreuer Anhänger des Königthums, 1791 aus und ließ sich, von Allem entblößt, im Kanton Bern nieder, bemüht, durch Arbeit sich, seiner Mutter und zwei Brüdern den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen ²⁾. Der bernische Kriegsrath hatte bei mehreren wichtigen Arbeiten Gelegenheit, seine kriegswissenschaftlichen technischen Kenntnisse zu erproben, die er als Hauptmann im Geniecorps sich erworben hatte. Er erhielt unter Anderm auch den Auftrag, eine militärisch-topographische Refognoscirung der Grenzen zu besorgen. Nach Vollendung seiner Arbeiten bekam er vom Kriegsrathe ein sehr ehrenhaftes Zeugniß und die größere goldene Kriegsrathsmedaille. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich (1798) ward er einer der Adjutanten des Generals von Erlach ³⁾ und nahm am 5. März an dem Treffen im Grauholz Theil, in welchem ihm durch einen Schuß die Achsel zerschmettert wurde. Diese schwere Verwundung rettete ihm das Leben, indem er sonst ohne Zweifel von Erlach auf dem Rückwege nach dem Oberlande begleitet hätte, und, besonders noch als französisch Redender, wie sein General von dem wüthenden Landsturme ermordet worden wäre ⁴⁾. Baricourt war es, zu welchem v. Erlach

²⁾ Ohne die Wichtigkeit der nur von Gottinger angeführten Angabe, daß Baricourt's Familie „Güter“ im Kt. Bern besaß, geradezu bezweifeln zu wollen, ist es doch auffallend, daß in dem amtlichen Schreiben der Regierung aus Anlaß seiner Bürgerrechtsbewerbung ausdrücklich erwähnt wird, wie er „von Allem entblößt“ und genöthigt gewesen, für seine „bedürftige“ Mutter und zwei Brüder zu sorgen. — May läßt ihn erst 1792 anwandern, während v. Rodt auf die Akten des Kriegsarchivs gestützt, mittheilt, daß B. seit Ende Jahres 1791 gebraucht wurde.

³⁾ Siehe über von Erlach den betreffenden Artikel der ersten Abtheilung.

⁴⁾ Der im Grauholze ebenfalls anwesende, im Allgemeinen sehr treu berichtende von Rodt erzählt, daß Baricourt „Augenzeuge“ der Ermordung Erlachs gewesen und daß, „da die Milizen beide für Verräther hielten“, ihn „nur ein halbes Wunder“ vor dem gleichen, „schauderhaften Geschehe“ gerettet habe; allein May, der Baricourt dann „auf Umwegen nach Konstanz geleitete“, muß den Hergang von diesem selbst vernommen haben; da nun May geradezu erklärt, Baricourt habe von Erlach nicht begleitet

Morgens früh, als die Sonne emporstieg, ahnungs schwer die Worte sprach: „mein Freund, ich sehe die Sonne aufgehen, aber sie wird für mich nicht untergehen.“ — Mit größter Mühe konnte der schwerverwundete Baricourt, der als Ausgewandter in Feindeshand fallend, unfehlbar des Todes gewesen wäre, sich vor demselben verborgen halten und hernach im Geleite May's auf Umwegen nach Konstanz fliehen, wo er nach langem Leiden wieder genas. Bei der Errichtung des in englischem Solde stehenden schweizerischen Fremdenregimentes von Roverea 1799 trat er als Major beim Stabe ein und ward als solcher dem Schultheißer Steiger beigegeben, der ihn sehr liebte. Nach der Verschmelzung der vier schweizerischen Fremdenregimenter in eines — von Wattenwyl — und nach dessen förmlichem Eintritte in englischen Dienst 1801 wurde von Baricourt mit Oberstlieutenantsrang pensionirt⁵⁾. Bald hernach heirathete er die Tochter des Churmainzischen Ministers und Barons von Albini und gelangte dadurch zu bedeutendem Wohlstande und Ansehen. Er zog sich nach Würzburg zurück und blieb daselbst bis zu seinem im 80sten Jahre erfolgten Lebensende. Das Ritterkreuz des französischen St. Ludwigsordens und des württembergischen Militärverdienstordens schmückte

können, infolge seiner erhaltenen Wunde, so hat sich Rodt geirrt. Auch Mallet du Pan, der die Geschichte dieser Tage schon 1798 herausgab, schreibt ganz im Sinne May's geradezu: „Erlach mußte seinen Adjutanten verlassen“, der „von einer Menge von Flintenschüssen, die auf ihn und um ihn fielen, gefährlich verwundet wurde.“ Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte Bd. 4. K. 54. hält sich fast wörtlich an Mallet. Demnach wäre B. mehrfach verwundet worden. — Auffallend ist, daß May und Rodt, der letztere Augenzeuge der Vorfälle im Granholze, auch Mallet nichts bemerken, daß B. von einer meuchelmörderischen Kugel, die eigentlich dem General gegolten hätte, getroffen worden sei; daher diese Vermuthung Roverea's ganz ungewiß bleibt. Thatsache ist dagegen, daß ein bernischer Dragoner auf v. Erlach angeschlagen hatte und jenem nur mit Anstrengung von seinem Adjutanten von Gffinger die Pistole entwunden werden konnte.

⁵⁾ Wenn in Rodts Lebensgeschichte S. 255 gesagt ist, daß B. „nachmals ehrenvoll bei den östreich. und russischen Heeren diente,“ so muß dieser Umstand sehr bezweifelt werden, denn so-

seine wirklich ritterliche Brust. — Seine sich gleich bleibende treue Zuneigung zu Bern, welches ihn, den Flüchtigen, gastfreundlich aufgenommen, veranlaßte ihn im Jahr 1817, sich um das Bürgerrecht der Stadt zu bewerben, welcher Wunsch ihm in Anerkennung seiner Verdienste gewährt wurde, die in einem noch von Schultheißer Steiger im Gril zu München ausgestellten Zeugnisse ihre ehrenvolle Würdigung erhalten hatten ⁶⁾. Die adelige Zunft zu Distelzwang, zu welcher die von Erlach gehören, nahm von Baricourt zu ihrem Zunftgenossen an.

Vergl. das Protokoll des Großen Rathes von 1817. Mallet du Pan *essai hist. sur la destruction de la ligue et de la liberté helvét.* Londres 1798 chap. 8. (deutsch 1799 Leipz.). von Rodt, *Geschichte des bern. Kriegswesens* 1834. S. 3 S. 139. 158–160. 596. Gottinger, *Geschichte des Untergangs der schweiz. Eidgenossenschaft* 1844. S. 394. *Allgemeine Schweizerzeitung* 1846. Nr. 54. (Nekrolog von Oberst May). de Roveréa *mémoires.* 1848. T. I. 246. Bernhard Em. von Rodt, ein Lebensbild von L. Wursterberger. 1851. S. 24–25. 255.

wohl May schweigt davon und läßt ihn gleich 1801 in Pensionsstand treten, als auch der doch biographisch gehaltene Regierungsbericht von 1817. enthält keine Andeutung darüber.

⁶⁾ In Rodt's Lebensgeschichte S. 255 ist irrig 1816 als Schenkungsjahr des Bürgerrechtes angegeben, ebenso als Todesjahr 1845 statt 1846 genannt.

(Die nicht vorgesehene Verspätung des Druckes zwang den Verfasser, mehrere Männer dieses Zeitraumes unerwähnt zu lassen, deren Schilderung bereits ganz oder zum Theil ausgearbeitet war, so Koch, Killi, von Rodt, Wild, Wyß den Aeltern und Andere; sie werden in einer folgenden Abtheilung ihre Stelle finden; jede Mittheilung, die zu ihrer Biographie oder Charakteristik dienen kann, ist sehr willkommen.)

